This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

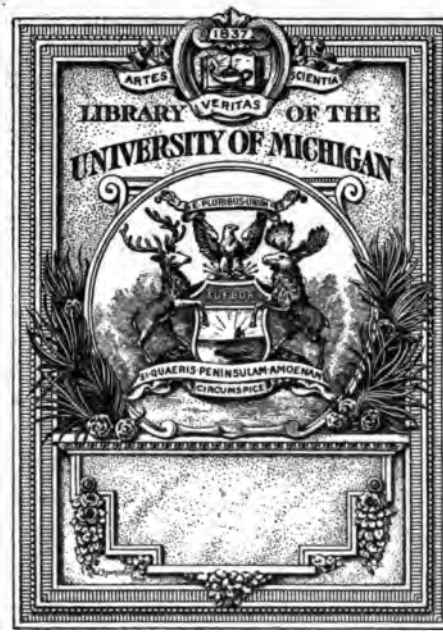
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

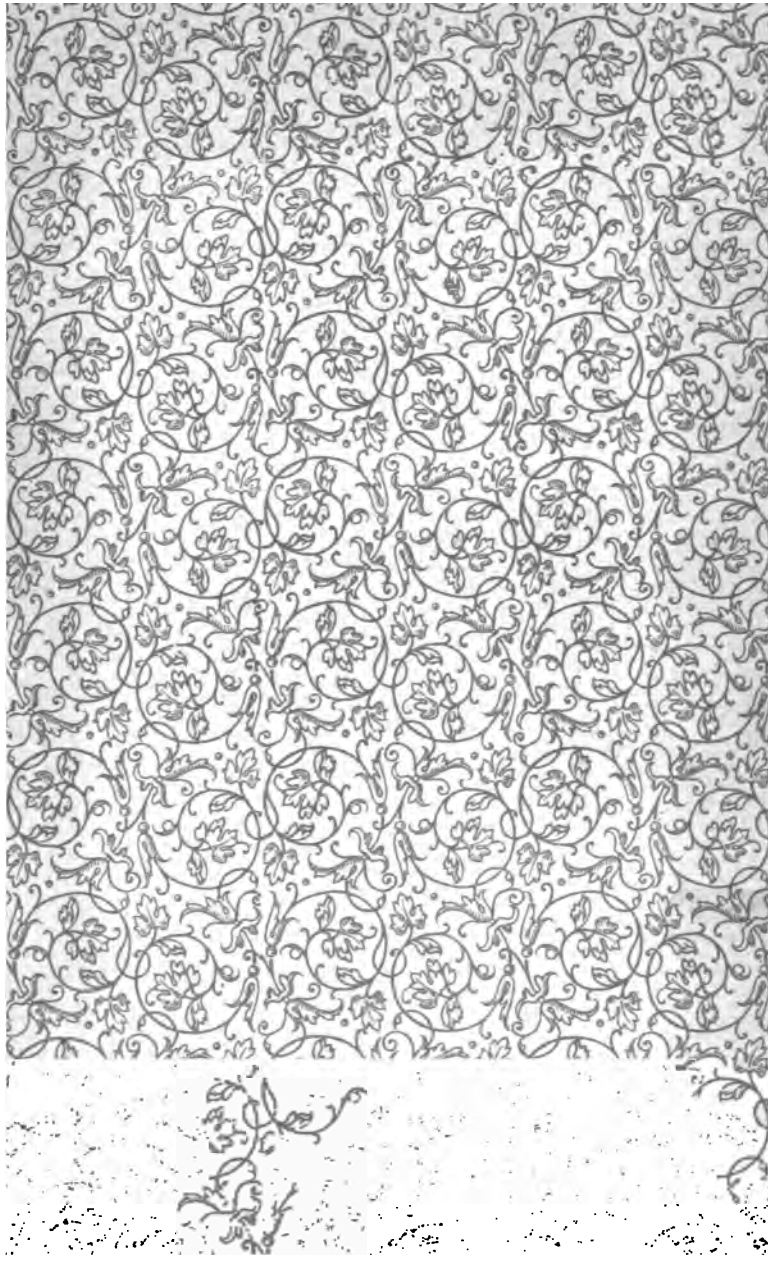
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 726,332


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Aus

dem Leben

76180

Heinrich Heine's.

Von

Hermann Hüffer.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1878.

838
H470
H88

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Die folgenden Aufzeichnungen sind zum größeren Theile in der deutschen Rundschau — November 1874, Juni 1875 — gedruckt. Man hat damals geglaubt, daß sie den Besitzern der Heine'schen Werke in einer besondern Ausgabe willkommen sein möchten; ich habe gezögert, weil ich sie vorher zu ergänzen und durch einiges Neue zu erweitern wünschte.

Die Briefe an Sethe wurden bald nach ihrem Erscheinen in's Spanische übersetzt*), was sich zunächst durch ihren Inhalt, dann auch durch das im Auslande immer entschiedener hervortretende Interesse für den Autor erklärt. Außer Goethe hat

*) José del Perrojo, Ensayos sobre el Movimiento intellectual en Alemania, Madrid 1875. p. 18 fg.

vielleicht kein deutſcher Dichter unter fremden Nationen jetzt ſo viele Freunde als Heine. Die Franzoſen betrachten ihn beinahe als einen der Ihrigen, in England erſcheinen Ueberſetzungen und biographiſche Verſuche in raſcher Folge; wie lebhaft die Theilnahme der Italiener ſich äußert, kann man beinahe in jedem neuen Bande von Hillebrands Italia und im überſichtlichen Zuſammenhang in dem ausführlichen Aufſatz Zendrinis in der Nuova Antologia (December 1874 fg.) gewahr werden. Man hat ſogar dem Dichter den zweifelhaften Dienſt geleiſtet, ſeine dramatiſchen Arbeiten — in Mailand am 10. März 1875 den Ratcliff — auf die Bühne zu bringen.

In Deutſchland hat es gewiß den Dichtungen nicht an Theilnahme gefehlt. Aber welche Urtheile werden noch immer über den Dichter laut, obgleich er doch zu der nicht eben großen Zahl deutſcher Schriftſteller gehört, die einen würdigen und — in dieſem Falle doppelt werthvoll — durchaus nicht einſeitig preiſenden Biographen gefunden haben. Heine theilt das Schickſal Byrons auch darin, daß er im Auslande weit häufiger einer rückhalts-

losen Bewunderung und wohl niemals einem so herben, verdammenden Tadel begegnet ist, als in der Heimath. Einigermaßen mag der Grund darin liegen, daß man im Auslande den Charakter des Dichters weniger, und von seinen Werken nur die besten kennt. Wer dürfte leugnen, daß man in dem Gesammtbilde seines Wesens und Wirkens manche Eigenheit lieber nicht sehen würde? Aber etwas anderes ist es, dies einräumen, und etwas anderes, einem Dichter jedes sittliche Gefühl, jede männliche Würde, jedes ernste Streben absprechen, einem Dichter, dem man doch wieder, oft in demselben Satze zugesteht, daß einzelnes in seinen Werken an Anmuth und Feinheit des Gefühls, an Schwung und vollendeter Schönheit des Ausdrucks sich dem Höchsten gleichstellen könne. Ich will gewiß nicht Künstler und Dichter nach dem Maßstabe der Moral classifiziren, aber das kann man doch sagen, daß Kunst und Poesie zu enge mit dem Edelsten in der menschlichen Natur verwachsen sind, als daß ein ganz nichtswürdiger Mensch ein vollendetes Kunstwerk, eine dem Höchsten gleichzustellende Dichtung hervorbringen könnte.

Niemand, der den Dichter liebt, wird nicht zugleich bedauern, daß er sein Talent so oft dem Unwürdigen und Gemeinen zugewandt, daß er über das Höchste und Heiligste so oft mit frivolem Spott und cynischer Dreistigkeit sich ausgelassen habe. Man kann auch nicht zur Entschuldigung anführen, dieser Hang sei erst durch die nicht erwiderte Neigung, durch spätere Lebensverhältnisse, etwa durch den Aufenthalt in Paris hervorgerufen; schon in den ersten Jugendgedichten tritt er unerfreulich genug hervor. Man kann nur sagen, daß Vielen viel Aergeres nachgesehen worden ist, die längst nicht die gleiche Genugthuung gegeben haben. Und warum will man zur Beurtheilung eines Menschen nur das Schlechte in Anrechnung bringen? Heine war ein vortrefflicher Sohn, ein guter Bruder, seine Frau hat sich niemals über ihn beklagt; gegen Freunde, obgleich man eine wirkliche Undankbarkeit schwer verzeihen kann, zeigt er sich treu, hingebend, aufopferungsfähig, selbst Fremden gegenüber immer bereit, wohl zu thun und Hülfe zu bringen. Und hat wohl jemand in höherem Maße von der Macht des Geistes und des Willens über den Körper Zeug-

niß gegeben, als er, dem so oft das Gegentheil zum Vorwurf gemacht wurde? Wo findet sich in der ganzen Literaturgeschichte ein zweites Beispiel, daß ein Dichter auf einem solchen Siechbett nicht allein seine dichterische Kraft behalten, sondern auch mit dem ganzen Ernst, der vollen Gewissenhaftigkeit eines Künstlers gearbeitet hätte?

Was von der Person des Dichters gilt, gilt noch mehr von seinen Werken. Nicht das Schlechte und Gemeine, sondern das Große und Gute, das sie enthalten, giebt ihm den Platz im Herzen seines Volks und in der Literaturgeschichte. Streicht man die vier oder fünf Dutzend Strofen, die er besser nicht geschrieben hätte, so bleibt noch immer genug, ihm unter den lyrischen Dichtern aller Zeiten eine der ersten, unter den Deutschen die zweite Stelle nach Goethe anzuweisen. Selbst seine schlechten Eigenheiten sind für unsere Literatur nicht in solchem Maße gefährlich gewesen, wie man wohl hätte fürchten können. Niemand, auf den es ankommt, hat sie nachgeahmt; Heine ist der einzige deutsche Dichter geblieben, der es versucht hat, in die lyrische Poesie französische Vorbilder einzuführen,

die, Gott ſei Dank, auch auf dem Theater nur in Ueberſetzungen erſcheinen dürfen!

Doch es iſt hier nicht der Ort und nicht meine Abſicht, auf eine Charakteriſtik Heines oder ſeiner Werke einzugehen, um ſo weniger, als das Folgende Gelegenheit bietet, einige der ihm ſo häufig gemachten Vorwürfe in ein richtigeres Licht zu ſtellen. Ich will nicht leugnen: ich freue mich, daß es in den meiſten Fällen auch ein günſtigeres für den Dichter iſt; denn ich wäre ſehr undankbar, wollte ich in Abrede ſtellen, daß ich ihm in den verſchiedenſten Zeiten meines Lebens, in der verſchiedenſten Stimmung für die edelſten Genüſſe ſo ſehr wie wenig andern verpflichtet bin.

I.

Aus Heine's Jugendzeit. Heine und Christian Sethe.

Adolf Strodtmann hat die älteren Nachrichten über Heine zu einem umfassenden Lebensbilde vereinigt und eben dadurch auch zu neuen Veröffentlichungen angeregt.*) Denn selbst kleinere Beiträge gewinnen Werth und Bedeutung, wenn sie an das größere Ganze sich anschließen, Lücken ausfüllen und Einzelheiten in das rechte Licht setzen. Verhältnißmäßig am wenigsten ist aus Heine's Jugend-

*) Vergl. H. Heine's Leben und Werke von Adolf Strodtmann, zweite Auflage, Berlin 1873 und 1874. Heine's Werke sind nach der von Strodtmann besorgten kritischen Ausgabe in 21 Bänden, Hamburg 1861 bis 1867, angeführt. Die Dichtungen Bd. 15 bis 18 sind in mehreren Auflagen, die letzte 1875, erschienen, auch die Briefe in zweiter Auflage, welche zwar die Jahreszahl 1876 trägt, aber erst nach dem Abschlusse dieser Aufsätze in den Buchhandel gekommen ist.

zeit bekannt geworden. Konnte doch der eigene Bruder eine leidenschaftliche Neigung, die den Dichter schon im Knabenalter ergriffen und zehn Jahre in seinem dichterischen Schaffen den Mittelpunkt gebildet hat, ganz in Abrede stellen. In das Buch Legrand hat Heine viele Eindrücke seiner Knabenzeit, aber auch Wahrheit und Dichtung mannigfach verwebt. Wer weiß, wann einmal die ächten Memoiren in die Oeffentlichkeit gelangen? Immer wird man nicht ohne Theilnahme die ältesten brieflichen Geständnisse des Dichters vor Augen haben und schon in den ersten Versuchen des Knaben Keime finden, die später zu einem so mächtigen Baume erwachsen sind.

Unter Heine's Jugendfreunden wird zuweilen Christian Sethe genannt. Die Meisten wissen, daß die im Buche der Lieder „an Christian S." überschriebenen Frescosonette ihm gewidmet wurden. Aus Heine's Briefen an Immermann ergiebt sich, daß das Verhältniß ein sehr inniges war; Eingehendes ist darüber noch nicht mitgetheilt.

Der Name Sethe ist bekannt genug. Er gehört einer jener musterhaften Beamtenfamilien, die

vor Allem zu der Größe und inneren Kraft des preußischen Staates beigetragen haben. Schon der Vater und der Großvater Christian's bekleideten ansehnliche Stellen in Cleve, in dem kleinen, aber nicht unwichtigen Gebiete, das zuerst der preußischen Macht am linken Rheinufer als Stützpunkt diente. Christian's Vater, Christoph Sethe, geboren am 25. April 1767, wurde schon als junger Mann Geheimrath bei der Clevischen Regierung, in demselben Jahre 1794, in welchem Cleve mit dem ganzen linken Rheinufer in die Gewalt der Franzosen fiel. Die förmliche Abtretung verzögerte sich freilich bis zum Jahre 1802; die Clevische Regierung wurde dann aufgelöst, und Sethe in die neue preußische Erwerbung nach Münster versetzt. Aber es war damals die Zeit, in welcher, wie Heine schreibt, die Farbe der Landkarten sich so oft veränderte, daß sie das Studium der Geographie sehr schwierig machte. Bis nach Westphalen drang die französische Invasion. In Folge des Tilsiter Friedens wurde das Land 1808 mit dem neu errichteten Großherzogthum Berg, drei Jahre später unmittelbar mit dem französischen Kaiserreich vereinigt. Für Sethe bewirkte dieser Wechsel, daß er

1808 von Münſter*) nach Düſſeldorf berufen wurde. Hier war es, wo ſein älteſter Sohn mit Heine Freundſchaft ſchloß.

Dieſer Sohn Chriſtian war noch in Cleve am 19. Juli 1798 geboren, alſo wenig älter als Heine, deſſen Geburtstag, freilich nicht mit völliger Uebereinſtimmung auf den 13. December des folgenden Jahres geſetzt wird.**) Noch ſehr jung ſaßen die beiden Knaben auf den Bänken des Düſſeldorfer Lyceums neben einander. Sethe muß für den Freund eine ganz beſondere Anziehungskraft beſeſſen haben, ſo ſehr auch ihre Begabung ſich unterſchied. Denn er war von Kind auf eine durchaus praktiſche Natur, ruhig, gemeſſen, muſterhaft ordentlich und pflichtgetreu; aber gerade das mochte dem unruhigen,

*) Ueber ſeinen Aufenthalt in Münſter hat er handſchriftliche Denkwürdigkeiten hinterlaſſen, die Guſtav Freitag für ſeine Bilder aus der deutſchen Vergangenheit III, 375 benutzte.

**) Strodtmann a. a. O. I, 676 ff. ſtellt die Zeugniſſe für das Jahr 1799 im Gegenſatze zu 1797 zuſammen. Ich kann noch — vielleicht das Bedeutendſte von Allem — hinzufügen, daß das Album der Bonner Univerſität dem Studirenden der Rechte Harry Heine am 11. December 1819 ein Alter von 19 Jahren beilegt; aber auch für das Jahr 1797 ſpricht ſo Vieles, daß zur Zeit eine beſtimmte Entſcheidung nicht möglich iſt.

leicht erregbaren Genoſſen imponiren. Auch Sethe, ſo wenig er ſelbſt poetiſch begabt war, wußte doch das Talent ſeines Freundes zu ſchätzen. Den Beweis giebt die Sorgfalt, mit welcher er jedes Blättchen von Heine's Hand, darunter ſchon ein Gedicht aus den Knabenjahren, aufbewahrte. Heine, von ſchwachem Körper, aber raſch mit der Zunge, immer zu einem witzigen Ausfall, einer bitteren Entgegnung bereit, hatte viel von ſtärkeren Kameraden zu leiden; auch als Jude war er mancherlei Neckereien ausgeſetzt. In ſolchen Streitigkeiten ſuchte und fand er Schutz bei dem geſetzteren Genoſſen und jederzeit im Sethe'ſchen Hauſe eine freundliche Aufnahme. Die beiden Knaben verlebten mit einander die Jahre der Fremdherrſchaft, den wunderbaren Glanz und den plötzlichen Untergang Napoleoniſcher Herrlichkeit.

Nicht leicht war der Fall des Eroberers und die Herſtellung deutſcher Macht freudiger begrüßt, als im Sethe'ſchen Hauſe. Der Vater hatte auch unter dem fremden Herrſcher und als Generalprokurator des Appellhofs ſeinen Charakter nicht verläugnet. Im Jahre 1812, als die Militäraushebung unter der Fabrikbevölkerung im Bergiſchen einen Aufſtand

veranlaßte, widersetzte er sich dem willkürlichen Verfahren der Verwaltungs- und Militärbehörden und wurde im April des folgenden Jahres zur Verantwortung nach Paris berufen. Napoleon wollte ihn nicht sehen; der Minister Röderer eröffnete ihm, er sei als der gefährlichste Mann im Großherzogthum geschildert worden, und der Kaiser könne ihn erschießen lassen. Sethe, auf das Napoleonische Gesetzbuch hinweisend, erwiderte kaltblütig, man müsse dann vorerst das Gesetz erschießen (il faut auparavant fusiller la loi). Im Sommer 1813 nach Düsseldorf entlassen, wurde er schon im nächsten Jahre bei der von den verbündeten Mächten eingesetzten Regierung zum Director des Gouvernementsraths ernannt und 1816 Präsident der Immediat-Justizcommission in Köln.*)

Von Heine's Vater hören wir gerade das Gegentheil. Er zählte zu den eifrigen Bewunderern Napoleon's. Und in der That mochte der französische Kaiser von den Juden als Messias gepriesen werden, die er zuerst aus dem Zustande rechtlos unwürdiger

*) Nekrolog: Christoph Wilhelm Heinrich Sethe. Berlin 1855.

Unterdrückung befreit hatte. Auf Heine's Entwickelung sind die ersten Eindrücke und die Stimmung des väterlichen, wahrscheinlich auch des Sethe'schen Hauses nicht ohne Einfluß geblieben. Vielleicht erklären sie die wechselnde Stimmung, die er noch eine Reihe von Jahren hindurch Preußen und Frankreich gegenüber hervortreten läßt. Im Frühling 1815, bei dem neu ausbrechenden Kriege gegen Napoleon, erbot er sich zu freiwilligem Dienste. Darauf ist aber kein besonderer Werth zu legen, weil alle Schüler der obersten Klasse, in der er sich eben befand, dasselbe thaten.*) Als dann in Folge der kriegerischen Ereignisse diese Klasse sich auflöste, wurde Heine von seinem Vater für den Handel bestimmt. Schon im Jahre 1815 brachte er einige Monate auf dem Büreau eines Banquiers in Frankfurt zu; im folgenden Sommer ging er nach Hamburg, wo der Onkel, Salomon Heine, indessen zum Besitzer von Millionen sich aufgearbeitet hatte.

*) So erzählt Strodtmann (I, 38), wie es scheint, nach einer Mittheilung von Heine's Jugendfreund J. Neunzig. In der später zu erwähnenden Liste der Bonner Immatriculations-Commission findet sich aber neben Heine's Namen die Bemerkung: „bis zum Jahre 1814 auf der Schule zu Düsseldorf."

Ueber die unerfreulichen Eindrücke dieſes erſten Aufenthalts an der Elbe hat Heine ſpäter oft genug in Proſa und in Verſen ſich ausgeſprochen. Eine Thätigkeit, die ſeiner Natur entgegen war, eine leidenſchaftliche Neigung, die unerwidert blieb, dies und noch manches Andere vereinigte ſich, den Dichter in die ſchmerzlichſte Stimmung zu verſetzen. Seine poetiſche Begabung brach ſich gleichwohl Bahn, und für die Entwickelung ſeines Talents muß dieſe Leidenszeit außerordentlich wichtig erſcheinen. Ein briefliches Zeugniß für alles dies iſt aber bisher noch nicht hervorgetreten; auch würde nicht leicht ein Anderer erfahren haben, was Heine in den folgenden Briefen dem getreueſten Freunde ſeiner Jugend mittheilt.

I.

accepi den 13ten July 1816.
respondi den 10ten Auguſt 1816.

Hamburg, den 6. July 1815.

An Chriſtian Sethe! .....

(Ich weiß nicht, haſt Du lieber hochgebohren oder wohlgeboren? kanſt Dirs daher ſelbſt beym Nahmen ſchreiben).

Ja! ich will jetzt an meinem Freunde Christian schreiben. Zwar ist es nicht die dazu am besten geeignete Stunde. Wunderseltsam ist mir zu Muthe und bin gar zu herzbewegt, und habe mich wohl in Acht zu nehmen, daß kein leises Wörtlein entschlüpfe das mir den innern Gemüthszustand verrathen kann. Ich sehe schon wie zwey große wohlbekannte blaue Augen mich anstarren würden; die habe ich zwar sehr lieb, sind aber glaub ich nur zu kalt. — —

Ich habe mich wieder hingesetzt Dir zu schreiben und habe alles aus dem Herzen rauschen gelassen was Dir immer spanische Dörfer bleiben. Ich habe Dich ein bischen sehr lieb. Wie geht's Dir Alter? Erfreust mich gar herrlich und königlich, wenn Du mir brav schreibst. Thue es. Aber viel beten kann ich selbst zu unserm lieben Herrgott nicht. — Mir geht's gut. Bin mein eigener Herr, und steh so ganz für mich allein, und steh so stolz und fest und hoch, und schau die Menschen tief unter mir so klein, so zwergenklein; und hab meine Freude dran. Christian, Du kennst ja den eitlen Prahlhans? Doch

Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,

Dann greif ich zum Griffel rasch und wild,
Und mahle mit Worten das Zaubergebild.

— Aber auch verwünschte Prahlerey, es scheint als sey mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sey zurück geblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstallten, die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier. Huren genug, aber keine Musen. Mancher deutscher Sänger hat sich hier schon die Schwindsucht am Halse gesungen. Muß Dir was erzählen:

Als ich ging nach Ottensen hin,
Auf Klopstocks Grab gewesen ich bin.
Viel schmucke und stattliche Menschen dort standen,
Und den Leichenstein mit Blumen umwanden,
Die lächelten sich einander an
Und glaubten Wunders was sie gethan.
Ich aber stand beim heiligen Ort,
Und stand so still und sprach kein Wort,
Meine Seele war da unten tief
Wo der heilige deutsche Sänger schlief: — —
— — —

Nun? Sieh! selbst auf Klopstocks Grab verstummt meine Muse. Nur erbärmlich mit miserable kann ich noch zusammenreimen.

Hauptsächlich, lieber Christian, muß ich Dich bitten, Dich des armen Levys anzunehmen. Es ist die Stimme der Menschlichkeit, die Du hörst. Ich beschwöre Dich bey allem was Dir heilig ist, hilf ihm. Er ist in der größten Noth. Mein Herz blutet. Ich kann nicht viel sprechen; die Worte brennen mir in den Adern.

Ich wasche meine Hände in Unschuld, Du hast alles auf Deine Seele. — — —

Meine Adresse ist: Harry Heine bey Wittwe Rodbertus auf die große Bleiche in Hamburg, Nr. 307.*)

Freu Dich, Freu Dich: in 4 Wochen sehe ich Molly.

Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.

Seit 2 Jahr hab ich sie nicht gesehen. Altes Herz was freust du dich und schlägst so laut! — Leb wohl, lieber Christian, denke mein.

Dein Freund

Harry Heine.

Pellmann zu grüßen, vorzüglich den guten Zugemaglio (bitte Zugemaglio er soll ein Brief an

*) Die Zahl ist später mit dem Bleistift beigefügt.

mich bey Dir einſchlagen). Unzer, Lottner und Wünneberg nicht zu vergeſſen. Spielt brav, und befutelt Euch unter einander.

Grüße Deine werthe Eltern und Geſchwiſter.

Trotz des von Heine's Hand geſchriebenen Datums 1815 iſt der Brief aus dem Jahre 1816. Das beweiſt ſchon die von Sethe ſorglich beigefügte Bemerkung, daß er den Brief am 13. Juli 1816 empfangen und am 10. Auguſt beantwortet habe. Das Jahr 1815 würde mit dem längeren Aufenthalt in Frankfurt ſich nicht wohl vereinigen laſſen; zudem ſchreibt Heine ſelbſt einmal, er ſei im Jahre 1815 noch gar nicht in Hamburg geweſen.*) Die eingewobenen Verſe zeigen ſchon etwas von dem eigenthümlichen Ausdruck des gereiften Dichters. Sonderbar überraſchen in der Proſa zahlreiche Sprachfehler, die zum Theil in der Nachläſſigkeit, zum Theil aber auch in dem unvollkommenen Gefühl für die Sprache ihren Grund haben. Der Unterricht des Directors Schallmeyer ſcheint nicht ſo vortheilhaft gewirkt zu haben, als Heine (Buch

*) Brief an Moſer vom 14. Oktober 1826, Werke XIX. 295.

Legrand I, 239) von ihm rühmt. Man könnte glauben, die Herrſchaft des fremden Volkes ſei ſelbſt am rechten Rheinufer auf die Landesſprache von üblem Einfluß geweſen, wie denn ein anderer rheiniſcher Dichter, wenig jünger als Heine und ſpäter mit ihm befreundet, Karl Simrock, mir erzählte, daß er in ſeinem zwölften Jahre — freilich in Bonn auf dem linken Ufer — beſſer franzöſiſch als deutſch geſprochen und die deutſchen Buchſtaben nicht geläufig habe ſchreiben können. Aber die wahre Urſache liegt unzweifelhaft in den Ueberlieferungen des väterlichen Hauſes. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts waren in den jüdiſchen Familien deutſche Schrift und Sprache häufig noch in ſehr mangelhafter Uebung. Die kürzlich von Strodtmann in der deutſchen Rundſchau (Juli 1877) veröffentlichten Briefe von Heine's Mutter ſind mit hebräiſchen Buchſtaben geſchrieben und zeigen gegen Grammatik und Rechtſchreibung ganz dieſelben Fehler, denen man in den Briefen ihres Sohnes begegnet.

Nicht ohne Freude ſieht man in dem älteſten aller von Heine bekannten Briefe die ſchöne Neigung zum Wohlthun hervortreten, die ihn bis in ſeine

letzten Jahre nicht verlassen hat. Der arme Levy, den er der Sorge seines Freundes so dringend empfiehlt, trug den Vornamen Joseph, er war Heine's Mitschüler auf dem Lyceum und soll auch dichterisch begabt gewesen sein. Nicht wenige Briefe, die er von Heine's Hand besaß, hat er vor seinem Tode verbrannt.

Auch die andern zuletzt in dem Briefe Genannten sind offenbar Schulkameraden. Ein Gedicht an Wünneberg theile ich später mit. Unzer war mit Heine in derselben Klasse des Lyceums, erbot sich 1815 zum freiwilligen Dienste gegen Napoleon und zog wirklich in's Feld. Bei Waterloo schwer verwundet, lag er längere Zeit in Brüssel und ging noch auf Krücken, als er die unterbrochenen Studien in Düsseldorf wieder aufnahm. Nachmals heirathete er Christian Sethe's Schwägerin; er starb als Kammergerichts- und Geheimrath in Berlin.

Dort ist auch Lottner als Beamter im Finanzministerium gestorben. Ich weiß nicht, ob einer von diesen Dreien mit Heine später in dauernder Verbindung geblieben ist. Dies war aber mit den beiden Andern der Fall. Pellmann traf mit Heine

auf der Universität in Bonn zusammen, und ich werde noch Gelegenheit haben, ihn zu erwähnen. Noch in weit spätern Jahren, von Paris aus, wechselte Heine häufige Briefe mit ihm; Pellmann gewährte mehrmals in finanziellen Verlegenheiten Aushülfe. Er starb als Appellations-Gerichts-Rath in Cöln am 23. März 1869. Alle Briefe, die Heine an ihn richtete, hat er leider vor seinem Tode verbrannt.

Der „gute Zugemaglio" ist Franz von Zuccalmaglio, der Onkel der bekannten rheinischen Schriftsteller Anton Wilhelm und Vincenz v. Zuccalmaglio (Wilhelm von Waldbrühl und Montanus). Er war in der That, wie Heine später scherzend von sich rühmte (II, 212), einer der ersten Männer des Jahrhunderts, nämlich 1800 in der Neujahrsnacht, in der ersten Stunde des neuen Jahres, geboren, und mag vielleicht zu dem Scherze Veranlassung gegeben haben.*) Mit Heine besuchte er das Düssel-

*) Dabei muß man freilich in Heine's Sinne das neunzehnte Jahrhundert mit dem 1. Januar 1800 anfangen lassen; nach meiner Ansicht ist der 1. Januar 1801 der Anfangstag. Die Frage ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach bestritten, und häufig in dem unrichtigen Sinne entschieden

dorfer Lyceum, focht nach vollendeten Universitäts-studien als Philhellene gegen die Türken und begleitete einen seiner Kampfgenossen, einen Kurländer, in dessen

---

worden. Schiller's Ansichten darüber haben gewechselt. Am 24. December 1800, in einem Briefe an Goethe, stellt er sich noch in das alte Seculum, aber am 1. Januar 1800 schreibt er: „Ich begrüße Sie zum neuen Jahr und zum neuen Seculum," und Goethe antwortete an demselben Tage: „Ich war herzlich erfreut, gestern Abend mit Ihnen das Jahr und, da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu schließen." Aehnliches in Paris zu Ende des 17. Jahrhunderts. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans berichtet am 4. Januar 1699 von einer „Dispute" über den Anfang des neuen Seculums. „Wo man geht undt stehet," schreibt sie, „höret man nichts alß disputtiren; biß auff die porteur de chaises disputiren hirüber. Euer Liebden können nicht glauben, was dies vor ein Geraß zu wegen gebracht hatt; so lang, alß ich hir im Landt bin, habe Ich nichts disputiren hören, alß dißes." Sie wünscht Leibnitzens Meinung darüber zu erfahren, und stimmt selbst Monsieur Fagon, dem Leibarzt des Königs, bei, der für das Jahr 1700 das Wort führte. Aber am 29. Januar schreibt sie: Damit ich wider auff die disputte vom seculum komme, so ist sie hier gantz zum Endt. Man hatt die academie und Sorbonne vor Richter genohmen, sie haben beyde monsieur Fagon condamnirt undt versichert, daß das secullum erst im 1701 Jahr ahnfangt, und sagen, das jubilée seye das letzte Jahr vom secullum ahngestellt, damit man pur undt net in das ander secullum tretten möge; so ist dieße disputte zum Endt gangen." (Ranke, französische Geschichte, in den Werken XIII, 163, 165).

Heimath. Hier verheirathete er sich 1824 mit einer Tochter des Landes, wurde Bürgermeister von Mitau und als solcher auch Präsident des Gerichts- und Verwaltungswesens. Vierzig Jahre stand er diesem bedeutenden Posten vor, bis er am 4. November 1873 hochgeachtet und vielbedauert aus dem Leben geschieden ist. Für Heine bewahrte er immer großes Interesse; Briefe des Dichters haben sich in seinem Nachlasse nicht vorgefunden.

In der Gedichtsammlung des Jahres 1822 (jetzt in Heine's Werken XV, 107) erscheint ein Gedicht mit der Ueberschrift an Franz v. Z. und dem Anfang: „Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern." Der Freund soll der Poesie treu bleiben, er soll nach dem Norden süße Kunde geben, vornehmlich von der „blühenden Rose am blühenden Rhein, die in so manches Jünglingsherz ihre Gluthen gesendet". Die Vermuthung lag nahe, das Gedicht möge an Franz v. Zuccalmaglio gerichtet sein. Und dies ist in der That der Fall. Ich könnte auch die blühende Rose am blühenden Rhein nennen. Sie erregte nicht allein Zuccalmaglio's, sondern auch Heine's jugendlichen Enthusiasmus. Unzweifel-

haft ist sie die Heldin einer Erzählung, welche Heine's jüngster Bruder, Maximilian, aus dem Jugendleben des Dichters mittheilt.*) „Bei einem feierlichen Gymnasialact sollte Heine, in dem festlich geschmückten Saale, Schillers Taucher declamiren. Eben war er zu der Stelle gekommen, wo der König der lieblichen Tochter winkt; da fielen seine Augen plötzlich auf die schöne blondlockige Tochter des Oberappellations-Gerichts-Präsidenten [in Wahrheit des Kriegsraths] von A . . . ., die mit ihrem Vater in der ersten Reihe einen Platz bekommen hatte. Dreimal wiederholte er die Stelle, ohne fortfahren zu können. Der Klassenlehrer suchte auszuhelfen, aber vergebens, Heine hörte nicht mehr. Mit großen offenen Augen schaute er wie auf eine plötzlich erschienene überirdische Gestalt auf den goldenen Sessel hin und sank dann ohnmächtig nieder. Man schrieb die Ursache der im Saale herrschenden Hitze zu." Nach vielen Jahren erzählte Heine seinem Bruder den Zusammenhang.

Das Gedicht an Zuccalmaglio wird man

*) Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie von seinem Bruder Maximilian Heine. Berlin, 1868. S. 21.

nach Form und Inhalt in das Jahr 1816 ſetzen müſſen. Es iſt ein Abſchied vor der Reiſe nach Hamburg. Zweifelhaft bleibt, wer unter dem goldenen Sterne zu verſtehen ſei, der ihn nach Norden zieht. Schwerlich der Stern Merkurs oder das goldene Metall, das der Handel einbringen ſollte. Viel wahrſcheinlicher iſt ein anderes Geſtirn gemeint, das ſchon damals über dem Leben des Dichters aufgegangen war und auf lange Zeit Ziel und Richtung ſeines Denkens und Dichtens beſtimmte. Der mitgetheilte Brief giebt dafür einen Anhaltspunkt. Denn das Intereſſanteſte darin ſind die Bemerkungen über Molly. Es iſt jetzt bekannt genug: die Geliebte, in ſo vielen Liedern, in allen Tönen des Schmerzes wie der Freude Gefeierte war Amalie Heine, die Tochter des Oheims Salomon. Sie verſchmähte den Dichter und gab am 15. Auguſt 1821 dem Gutsbeſitzer John Friedländer in Königsberg ihre Hand.*) Aus dieſem Briefe erfährt man aber, daß Heine's junge Leiden noch weit früher begannen, als man bisher annehmen durfte. Er ſelbſt hat

*) Strodtmann, Heine's Leben I, 48, 166, 529 u. 680.

einmal, wie Göthe in dem bekannten Sonett, für seine Liebe einen bestimmten Zeitpunkt, und zwar das Jahr 1817, in einem Gedichte (XVI, 216) ausdrücklich genannt. Jetzt sehen wir aber: schon drei Jahre früher, wahrscheinlich in der Heimath des Dichters, hat diese Leidenschaft ihre ersten Wurzeln geschlagen. Byron, welchem Heine sich zu vergleichen liebte, war wenig jünger, als eine ähnliche, unerwiderte Neigung für sein Leben und Dichten entscheidend wurde. Vielleicht mag der Dichter im einen wie im andern Falle nicht verloren haben, da es nach den Erfahrungen mehrerer Jahrtausende nicht zu läugnen ist, daß die Muse der unglücklichen Liebe sich weit günstiger zu erweisen pflegt, als der glücklichen. Aber wie theuer diese Gunst erkauft werden mußte, wie gewaltig das jugendliche Herz in seinen Tiefen erschüttert war, davon zeugt der folgende Brief:

II.

accepi den 23ten November 1816,
respondi den 19ten Januar 1817.

Hamburg, den 27. October 1816.

An den Studioso Chriſtian Sethe in Düſſeldorf.

Sie liebt mich **nicht!** — Mußt, lieber Chriſtian dieſes **letzte** Wörtchen ganz leiſe, leiſe ausſprechen. In den erſten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könnteſt Du Deinem armen Freunde nur ein bischen ins Geſicht ſehen, wie er ſo ganz bleich ausſieht, und gewaltig verſtört und wahnſinnig, ſo würde ſich Dein gerechter Unmuth wegen des langen Stillſchweigens, ſehr bald zur Ruhe legen; am Beſten wär es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in ſeine inn're Seele werfen könnteſt, — da würdeſt Du mich erſt recht liebgewinnen.

Eigentlich, mußt Du wiſſen, lieber Chriſtian, iſt jeder meiner Gedanken ein Brief an Dich, oder wenigſtens geſtaltet er ſich ſo, und ich habe Dir unlängſt ſchon einen Ellenbreit langweiligen Brief zuſammen gekrazt, wo ich Dir mein ganzes Innere

ſeufzend aufſchloß, vom Ey der Leda an bis Trojas Zerſtörung, aber dieſen Brief habe ich weislich wieder vernichtet, da er doch zu nichts dienen konnte, als in fremde Hände zu fallen und mir alsdann vielleicht den Garaus zu machen. Kannſt mir ja ſo nicht helfen. —

Einen kleinen Spaß will ich Dir erzählen. Du weißt, Chriſtian, von demſelben Augenblick an, als ich Dich zum erſten Mahle ſah, ward ich unwillkürlich zu Dir hingezogen, und ohne mir ſelber davon Rechenſchaft geben zu können, warſt Du mir immer ganz unendlich lieb und theuer. Ich glaube Dir in dieſer Hinſicht ſchon längſt davon geſprochen zu haben: wie ich oft in Deinen Geſichtszügen und vorzüglich in Deinen Augen Etwas bemerkte was mich auf eine unbegreifliche Art zugleich von Dir abſtieß und zugleich wieder gewaltſam zu Dir hinzog, ſo daß ich meinte im ſelben Augenblick liebendes Wohlwollen und auch wieder den bitterſten, ſchnöden, eiskalten Hohn darin zu erkennen, Und ſiehe! dieſes nemliche räthſelhafte Etwas habe ich auch in Molly's Blicken gefunden. Und eben dieſes iſt es was mich auch ſo ganz confus macht. Denn obgleich ich die

unläugbarſten, unumſtößlichſten Beweiſe habe: daß ich nichts weniger als von ihr geliebt werde — Beweiſe, die ſogar Rector Schallmeier für grundlogiſch erkennen, und kein Bedenken tragen würde, ſeinem eigenen Syſteme obenan zu ſtellen, ſo will doch das arme liebende Herz noch immer nicht ſein concedo geben, und ſagt immer: was geht mich Deine Logik an, ich habe meine eigene Logik. — Ich habe ſie wiedergeſehen, —

„Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker ſey der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das ſchöne Weib.“

Hu! Schauderſt Du nicht, Chriſtian? Schaudere nur, ich ſchaudre auch. — Verbrenne den Brief, Gott ſey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe dieſe Worte nicht geſchrieben. — Da ſaß ein bleicher Menſch auf meinem Stuhl, der hat ſie geſchrieben. Das kommt, weil es Mitternacht iſt. — O Gott! Wahnſinn ſündigt nicht. — Du! Du! hauche nicht zu ſtark, da hab ich eben ein wunderhübſches Kartenhaus aufgeſchichtet, und ganz oben auf ſteh ich und halte ſie im Arm! —

Sieh, Chriſtian, nur Dein Freund konnte ſeinen

Blick zum Allerhöchſten erheben, (erkennſt Du ihn hierân?); freylich ſcheint es auch als wenn es ſein Verderben ſein wird. Aber Du kannſt Dir auch kaum vorſtellen, lieber Chriſtian, wie mein Verderben ſo herrlich und lieblich ausſieht! — Aut Caesar aut nihil war immer mein Wahlſpruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnſinniger Schach Spieler. Schon beym erſten Stein habe ich die Königinn verloren, und doch ſpiel ich noch, und ſpiele — um die Königinn. Soll ich weiter ſpielen? —

„Quand on a tout perdu et qu'on n'a plus d'espoir
La vie est une opprobre et la mort un devoir.“*)

*) Die Verſe ſind der Merope Voltaire's entnommen, wo ſie den Schluß des 2. Actes bilden. Die Fehler gegen Grammatik und Proſodie fallen, wie man denken kann, eher dem Unterricht des Abbé Daulnoie am Düſſeldorfer Lyceum als dem Original zur Laſt. Es lautet:

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est une opprobre et la mort un devoir.

In Frankreich werden dieſe Zeilen noch häufig angeführt, auch in verſchiedener Weiſe parodirt, ſo noch während der letzten Belagerung von Paris.

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
On part dans un ballon à sept heures du soir.

Die kurz vorhergehenden deutſchen Verſe werden ſchon durch das Anführungszeichen von Heine einem andern Dichter zugewieſen, auch erinnere ich mich deutlich, ſie bereits vor langer Zeit geleſen zu haben, kann aber augenblicklich den Ort nicht angeben.

Schweige, verfluchter, läſterlicher Franzoſe, mit Deinem feigen Verzweiflungsgegreine! Kennſt Du nicht die deutſche Minne? Die ſteht kühn und feſt auf zwey ewig unerſchütterliche Säulen, Mannes-würde und Glauben. — Nur halte mich, o Gott, in ſicherer Huth vor die ſchleichende finſtre Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnſucht im Herzen tragen, das iſt Höllen-qual und drängt hölliſches Schmerzgeſchrey hervor. Aber, in ihrer Nähe ſeyn, und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinſeeligmachenden Anblick oft vergebens ſchmachten, u — u — und — und — O! — O! — O Chriſtian! Da kann auch das frömſte und reinſte Gemüth in wilder wahnſinniger Gottloſigkeit auflodern. —

Ach Du biſt klug, Chriſtian, und wirſt mich ge-wiß meines langen Stillſchweigens wegen nicht ſtrafen wollen. — Du weißt nicht welch ungeheuer Weh mir der dolchſcharfe Widerhacken macht, mit welchem ſich jedes Wort aus meine Seele hervor-reißt; andern Leuten koſten die ſchwarze Striche nichts, können ſie nach Belieben hin und herſtellen, ſchreiten auf dem Cothurn um beſſer durch den Dreck

zu kommen. Dies was Du hier für Cothurn anſehen magſt, ſind rieſig hohe Schmerzgeſtalten die aus den gähnend weiten blutigen Herzwunden hervorſteigen. — Sei nicht böſe, Chriſtian, ich bin Dir ja ſo gut, ſo gut, und bin ſo gewaltig unglücklich dran. Willſt Du mich auch verſtoßen? Ach die Stimme im Herzen hat mich ſehr getäuſcht, wird ſie auch diesmal Lügnerin ſeyn? Chriſtian ſag Ja oder Nein. Du biſt allein übergeblieben, ſag Ja oder Nein. Bei allem, was Dir heilig iſt, ſag mir die Wahrheit. — Ja? nun ſo hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bey Molly nicht lügt. Nein? nun — — —

Schreib bald, lieber Chriſtian, Ja, willſt Du? —

Das iſt auch eine herzkränkende Sache, daß ſie meine ſchöne Lieder, die nur nur für ſie gedichtet habe ſo bitter und ſchnöde gedemüthigt und mir überhaupt in dieſer Hinſicht ſehr häßlich mitgeſpielt hat. — Aber ſollteſt Du es wohl glauben, die Muſe iſt mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie iſt mir eine getreue tröſtende Freundinn geworden, die iſt ſo heimlich ſüß und ich liebe ſie recht inniglich. Wie tief treffen mich jetzt die Worte Goethes im Taſſo:

„Alles iſt dahin! Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrey des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über Alles, —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen wie ich leide.“

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genung, und die ungeheure Handelsſpeculationen machen mir nicht viel zu ſchaffen; — Ob meine jetzigen Poeſien beſſer ſind, als die frühern weiß ich nicht; nur das iſt gewiß, daß ſie viel ſanfter und ſüßer ſind; wie in Hönig getauchter Schmerz. Ich bin auch geſonnen, ſie balde (das kann indeſſen doch noch viele Monathe dauren) in Druck zu geben. Aber das iſt die Schwerenothsſache: da es dazu lauter Minnelieder ſind, würde es mir als Kaufmann, ungeheuer ſchädlich ſeyn; ich kann Dir dies nicht ſo genau erklären, denn Du kennſt nicht den Geiſt, der hier herrſcht. Und gegen Dich kann ichs aufrichtig geſtehen: außerdem daß in dieſer Schacherſtadt nicht das mindeſte Gefühl für Poeſie zu finden iſt, — es ſeyen denn eigends beſtellte und baar bezahlte Hochzeits — Leichen — oder Kindtaufs

Carminaden, — ſo hat ſich auch noch dazugeſellt ſeit einiger Zeit eine ſchwüle Spannung zwiſchen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden und die ich um ſie von den Beſchnittenen zu unterſcheiden: getaufte Juden benamſe, heißen auch vulgo: Chriſten.) Bey ſo bewandten Umſtänden läßt ſich leicht vorausſehen, daß Chriſtliche Liebe die Liebeslieder eines Juden nicht ungehudelt laſſen wird. Da iſt guter Rath theuer; auch ohne dies weiß ich nicht, wie man eine Buchherausgabe bewerkſtelligt, und darinn ſollſt Du mich belehren, Chriſtian; verſtehſt das ja beſſer.

Ich lebe hier ganz iſolirt; aus obigen Andeutungen kannſt Du Dir dies ſehr leicht erklären. — Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es ſehr geziert und geſchwänzelt zu, und der freie unbefangene Sänger ſündigt ſehr oft gegen die Etiquette. Diplomatiſches Federvieh, Millionäre, hochweiſe Senatoren ꝛc. ꝛc. ſind keine Leut für mich. Der homeriſch göttliche herrliche Blücher aber war unlängſt hier, und ich habe das Glück gehabt in ſeiner Geſellſchaft zu ſpeiſen bey Onkel; ſo ein Kerl macht Freude. — —

Der Neffe vom großen (? ? ?) Heine ist zwar überall gern gesehen und empfangen; schöne Mädchen schielen nach ihm hin, und die Busentücher steigen höher, und die Mütter kalkulieren, aber — aber — bleib allein; Niemand bleibt mir übrig als ich selbst. Und wer dieser Sonderling ist das weiß Christian besser als ich. — Ich bin sehr verlegen, ob Dich dieser Brief noch zu Hause antrifft, oder ob Du ihn, wie ich gewiß erwarte, nachgeschickt erhällst. Auf jedem Fall, wenn noch ein Funken Freundschaft übrig geblieben ist, schreibe mir sogleich ob Du ihn richtig erhalten hast. Ich kann des Inhalts wegen, eher nicht ruhig schlafen. — Wie gehts Dir? Schreib. Zwar macht es mir viel Vergnügen, Deine Schriftzüge zu entziffern, aber ein Bischen mehr Deutlichkeit könnte nicht schaden. Indessen bin auch mit Geschmier zufrieden. — —

In relieuser Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik

kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich ſcheint mir jetzt das Wiſſen in ſeinem Bettlerkleid. Was mir einſt durchſichtige Klarheit ſchien, zeigt ſich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein" lange wähnte ich dies zu verſtehen, o ich närriſcher Narr! — Kindlein glauben. Heine.

Schon beynahe ein Monath liegt dieſer Brief in meinem Pult*); da ich erſt nach Ddorf geſchrieben habe um zu wiſſen, ob Du ſchon weggereißt. So eben erhalte Deinen lieben Brief. Bei Gott! alle Freuden ſind mir noch nicht abgeſtorben. Verzeih mir guter, edler Chriſtian, ich habe Dich zwar immer von ganzer Seele geliebt, aber auch oft, vielleicht immer verkannt. Dein Stolz erlaubte Dir dem armen Harry dreymahl zu ſchreiben, ohne zu wiſſen, ob Du vielleicht Antwort erhallſt? Nun, bey Gott! der arme Harry iſt ſo arm nicht mehr! — Aus dem Brief wirſt Du ſehen wie mir ums Herz iſt; iſt noch immer ſo. Aber ich trage den Schmerz jetzt viel männlicher. Ich fühle aber ein inneres Erſterben; auch Poeſy verſchwimmt in blaſſe Nebel-

*) Der Poſtſtempel zeigt: Hamburg, 20 November.

bilder. O M. . Du koſt mir viel! — Ich umarme Dich Chriſtian, aber drücke nicht ſo feſt, auf die nackte Bruſt hängt eine ſchwarze eiſerne Kette, und daran, gerade wo das arme Herz ſchlägt, hängt ein viel und ſcharfzackiges ſchwarze eiſerne Kreutz, darin liegt M—s Locke. Hu! Das brennt! . . O Chriſtian!

Ich kann nicht mehr im Augenblick geht die Poſt fort. Onkel will mich hier weg haben, auch Vater beſchwert ſich, daß ich keine Geſchäfte mache ohngeachtet der großen Ausgaben; aber coute ce que coute bleib ich hier. Schreib mir bald.

Sobald ich Gelegenheit finde erhallſt Du den Toback.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieſen Brief für eines der merkwürdigſten Documente halte, die aus der Jugendzeit eines Dichters bekannt geworden ſind. Wie eigenthümlich werden wir durch die noch ſtammelnde Leidenſchaft angemuthet, die ſich durch Bürger'ſche Schreckensrufe, durch Citate aus Göthe's Taſſo und franzöſiſchen Tragikern Luft macht, aber zugleich ſchon über eine Fülle eigener Ausdrücke und

Bilder verfügt. Man fühlt nur zu ſehr, daß von dem hohen Cothurn in der That rieſige Schmerzgeſtalten, nicht erdichtete Leiden ſich vernehmen laſſen. Dies iſt wohl der einzige Brief, in welchem Heine ganz ohne Rückhalt über ſeine Liebe ſich ausgeſprochen hat; in allen, die bisher bekannt wurden, auch den vertrauteſten Freunden gegenüber, herrſcht die zarteſte Zurückhaltung, niemals wird der Name der Geliebten genannt, nur einmal in viel ſpäterer Zeit, findet er ſich in einem Briefe an Varnhagen, dem die Perſonen ohnehin völlig bekannt waren.*) „Ich bin im Begriffe," ſchreibt Heine am 27. October 1827, „dieſen Morgen eine Frau zu beſuchen, die ich in eilf Jahren nicht geſehen habe und der man nachſagt, ich ſei einſt verliebt in ſie geweſen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, ſozuſagen eine Couſine von mir. Den Gatten ihrer Wahl habe ich ſchon geſtern geſehen zum Vorgeſchmack. Die gute Frau hat ſich ſehr geeilt und iſt geſtern juſt an dem Tage angelangt, wo auch

*) Aus dem Nachlaſſe Varnhagen's von Enſe. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine, Bettina von Arnim. Leipzig, 1865. S. 175.

die neue Ausgabe meiner jungen Leiden von Hoffmann und Campe ausgegeben ist. Die Welt ist fade und dumm und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen.“

In Heine's Gedichten ist häufig von gebrochenen Schwüren, Gift, Schlangen, Dolchen und andern Attributen weiblicher Treulosigkeit die Rede. Danach könnte Jemand der Geliebten arge Dinge zugetraut haben; und wiederum, wenn nun das naive Geständniß hervortritt, daß sie in der That gar keine Hoffnung gegeben, ja sogar die schönen Lieder, die nur für sie gedichtet waren, bitter und schnöde gedemüthigt habe, so möchte derselbe Mann geneigt sein, den Dichter als einen Verläumder anzuklagen. Aber das Eine ist so wenig berechtigt als das Andere. Nichts verpflichtet den Dichter, die Gestalten der freien Phantasie zu Copien der Wirklichkeit zu machen. Ob und in wie weit er Wahrheit und Dichtung vermischen will, ist seinem dichterischen Wollen überlassen, und so gewiß es ist, daß der echte Poet die tiefsten Wahrheiten seines Empfindens seinen Gedichten anvertraut, so widersinnig bleibt es, gleichsam aus seinen Erlebnissen ein Inquisitorium

gegen ſeine dichteriſchen Schöpfungen conſtruiren zu wollen. Gegen dies widerſinnige Verfahren iſt auch vornehmlich der Unwille gerichtet, den Göthe nach dem Erſcheinen des Werther, den Heine ſelbſt zu verſchiedenen Malen gegen aufdringliche Neugier geäußert hat. Etwas Anderes iſt es, dem Entwicklungsgange eines Dichters nachzugehen und ſich deutlich zu machen, in wie weit das, was das Leben ihm geboten, in ſeinen Werken ſich abſpiegelt oder darauf von Einfluß geworden iſt. Dies wird immer zu den anziehendſten und wichtigſten Aufgaben des Literarhiſtorikers gehören.

Ueber den Hauptinhalt des hier mitgetheilten Briefes kann nicht unbemerkt bleiben, wie viel er noch an intereſſanten Einzelheiten enthält. Das Unbehagen in dem aufgedrungenen Beruf, der eigenthümliche Gegenſatz zu dem reichen Oheim, die Abneigung gegen den Krämerſinn der Kaufmannsſtadt, das drückende Gefühl der jüdiſchen Erniedrigung, kurz der ganze Heine, zum Theil ſchon in den eigenthümlichen Wendungen, tritt darin hervor. Es fehlt nur noch der ſpäter ſo ſcharf ironiſche Zug, die höhniſche Selbſtvernichtung der leidenſchaftlichen

Wünſche, die denn allerdings ſo lange nicht am Orte iſt, als noch die Hoffnung beſteht, ſie zu erfüllen.

Merkwürdig iſt auch die Erwähnung des homeriſch göttlichen Blücher's und die Hindeutung auf eine Religionsänderung. Man ſieht, daß neben dem Idol napoleoniſcher Herrlichkeit die Bewunderung für einen preußiſchen Helden noch beſtehen konnte, und daß einige Marienlieder, die ſich aus ſehr früher Zeit erhalten haben, nicht ſo ganz leere Spielerei ſind, als man anzunehmen geneigt ſein möchte.

Wenn der junge Poet in der Liebe nicht glücklich war, ſo erging es ihm, und man wird dies begreiflicher finden, in den „ungeheuren Handelsſpeculationen" nicht beſſer. Eine Fügung, die nur zu ſehr der Satire gleicht, brachte es dahin, daß der Dichter des Buches der Lieder im Jahre 1818 ein Commiſſionsgeſchäft unter der Firma Harry Heine & Comp. begründete. Aber bald war es Niemanden zweifelhaft, daß er zum Kaufmann nicht geboren ſei. Ich laſſe dahingeſtellt, ob er ſelbſt, gehalten durch die Neigung zu Molly, ſeinen Aufenthalt verlängert hat; ſchwerlich war er unzufrieden, als er im Som-

mer 1819 die ſtets ſo widerwärtige Stadt an der Elbe verlaſſen konnte, um ſich, einiger Unterſtützung von Seiten des Onkels verſichert, einem anderen Berufe zu widmen.

Im Sommer 1819 kam Heine von Hamburg nach Düſſeldorf zurück und ſollte dann auf der im Jahre 1818 neugeſtifteten Univerſität Bonn nach dem Willen des Oheims Rechtswiſſenſchaft ſtudiren. Weil er das Lyceum ohne eigentliches Abgangszeugniß verlaſſen hatte, mußte er vorerſt ſich einer Prüfung unterziehen, dann am 11. December 1819 wurde er als Student in die Liſten eingetragen. Die junge Hochſchule zählte nicht allein unter den Lehrern Manche, die einen bedeutenden Namen ſchon beſaßen, ſondern auch unter den Lernenden nicht Wenige, die ihn ſpäter erworben haben. Es genügt neben Heine hier an Liebig, Johannes Müller, Jarcke, Hengſtenberg, Dieffenbach, Hoffmann von Fallersleben, Böcking, Bauerband, Simrock zu erinnern. Mit Simrock wurde Heine in der unter Studenten nicht ſeltenen Weiſe bekannt, daß er in der Vorleſung über Pandekten ein Collegienheft von ihm lieh. Beide hatten gemein, daß literariſche In-

ereſſen ihnen mehr am Herzen lagen, als die juriſtiſchen. Dieſelbe Neigung verband Heine auch mit Johann Baptiſt Rouſſeau und Friedrich Steinmann, ohne daß der Abſtand, der ſie trennte, in ſo früher Zeit völlig bemerkbar geworden wäre. Er wohnte mit dem früher erwähnten Pellmann in einem Hauſe auf der Joſephsſtraße; auch Ludwig Schopen, den ſpäteren Director des Bonner Gymnaſiums, ſah er häufig, und da von dieſem Freundespaar der Erſtgenannte hoch aufgeſchoſſen, der Zweite kurz, von rundlichen Formen war, ſo pflegte er ſie zuſammen als comma cum puncto zu bezeichnen. Unter dieſen alten und neuen Bekanntſchaften fand er auch den älteſten Freund, Chriſtian Sethe, der, nachdem er in Göttingen und Heidelberg ſtudirt, im Herbſt 1819 nach Bonn gekommen war. In jenen Tagen iſt das dauernde Denkmal dieſer Freundſchaft geſtiftet worden in den Frescoſonetten:

Du aber ſtandeſt feſt gleich einem Thurme;
Ein Leuchtthurm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch iſt man dort, ſo kann man ſicher ſchlafen.

Dieſe Zeilen bezeichnen in der That ſehr gut Gethe's feſten und treuen Charakter, ſein ruhiges, gemeſſenes Weſen, ſeine kluge, vorſichtige Art, die Dinge anzuſehen. Wegen aller dieſer Eigenſchaften hatte er im Kreiſe ſeiner Bekannten von Heine den Beinamen Staatsrath erhalten. Zuweilen mußte er auch jetzt noch als Schützer auftreten. Denn Heine war auf der Univerſität, wie auf dem Lyceum vielen Anfechtungen ausgeſetzt, theils in Folge ſeiner ſcharfen Worte, theils wieder wegen ſeines Judenthums. Daneben ſicherten ihm freilich ſeine dichteriſchen Talente immer eine gewiſſe Ueberlegenheit. Mit wirklicher Theilnahme hörte er nur geſchichtliche und literargeſchichtliche Vorleſungen; man weiß, wie ſehr er damals Auguſt Wilhelm von Schlegel ſich verpflichtet fühlte. Doch kann man nicht ſagen, daß er ſeine Fachſtudien vernachläſſigt hätte. Seine Collegienhefte waren in guter Ordnung, und ſein Lebensplan noch immer auf eine Vernunftheirath mit der Jurisprudenz gerichtet. Uebrigens blieb er in Bonn nur ein Jahr; die Ferien im Herbſte 1820 verlebte er einſam in dem Dorfe Beuel, Bonn gegenüber, um ungeſtört an ſeiner Tragödie Almanſor zu arbeiten.

Im September, nach kurzem Beſuch in Düſſeldorf, trat er zu Fuß eine Reiſe durch Weſtphalen an. Für den jugendlichen Literator ſchien es ſchon von Bedeutung, daß er mit einem kleinen Blatt, dem „Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeiger", der in Hamm von einem Doctor Heinrich Schultz herausgegeben wurde, Verbindungen anknüpfen konnte. Das Ziel der Reiſe war Göttingen, wo er die juriſtiſchen Studien fortſetzte.*) Aber ſchon am 29. October 1820 in einem Briefe an Steinmann ſehnt er ſich nach ſeinem „paradieſiſchen" Beuel zurück und ſpricht ſeine Reue aus, daß er Bonn verlaſſen habe. Der Ton des Studentenlebens war ihm unbehaglich, für ſeine literariſchen Neigungen fand er gar keine Nahrung. Von Bekannten iſt nur der Münſteraner Benedikt Waldeck zu nennen. Heine giebt ihm das Zeugniß, er ſei „ein guter Poet und werde einmal Vieles leiſten". „Ich habe ihn," ſchreibt er weiter, „durch Wort und Beiſpiel tüchtig angeſpornt, ihm meine Anſichten über Poeſie faßlich entwickelt, und hoffe, daß dieſer Same wuchern und gute Früchte tragen

*) Heine's Leben I, 126.

wird.“ Freilich ist diese Vorhersage nicht in Erfüllung gegangen, Waldeck's Ruhm ist einem anderen Felde entsprossen, und Strodtmann*) bemerkt sehr richtig, nach den dichterischen Versuchen, die ohne Waldeck's Zuthun in die Oeffentlichkeit gedrungen, brauche man nicht zu bedauern, daß er der belletristischen Laufbahn völlig entsagt habe. Gleichwohl soll jene jugendliche Neigung und die Beziehung zu Heine in Waldeck's Entwickelung nicht unterschätzt werden. Denn es

*) Die bisher genannten Jugendfreunde werden beinah sämmtlich auch in den Briefen Heine's an den Bonner Studiengenossen Fritz von Beughem erwähnt, die Strodtmann in dem interessanten „Aus Heine's Studentenleben“ in Blumenthals Neuer Monatsschrift für Dichtkunst und Kritik Bd. 5, Heft 4, 1877 veröffentlicht. Sehr charakteristisch sind die Aeußerungen über Sethe; aus Bonn 15. Juli 1820: „Eines Besuches von seiner Herrlichkeit dem Staatsrath habe ich mich lange nicht zu erfreuen gehabt. In stattlicher Schnödigkeit und vornehm nickend, seh ich ihn zuweilen bei mir vorüberschreiten.“ Dann, in dem Bericht über die Fußreise, aus Göttingen am 9. November: „Von meiner Reise kann ich Dir nicht viel Sonderliches erzählen. Nach Soest bin ich per pem gewandert. Dort blieb ich die Nacht und den folgenden Tag, da ich erwarten konnte, daß der Staatsrath gegen Abend kommen würde. Ich habe mich auch wirklich in meiner Erwartung nicht getäuscht gefunden. Da hat sich das alte Herz wieder mal recht gefreut. Mir war's als wäre der Christian vom Himmel herabgefallen.

iſt ganz weſentlich ein gewiſſer dichteriſcher Schwung, eine ideale Auffaſſung, die zuweilen an das Phantaſtiſche grenzt, was jenem bedeutenden Manne, wie allen, die auf große Maſſen wirken konnten, den Erfolg in ſo außerordentlichem Grade geſichert hat.

Für Heine iſt es nur ein Glück zu nennen, daß ihn der Zufall in eine geringfügige Streitigkeit verwickelte, die ein Duell und am 23. Januar 1821 ſeine Verweiſung von der Univerſität zur Folge hatte. Der Onkel erlaubte ihm, nach Berlin zu gehen; in den letzten Tagen des Februar trat er die Reiſe an. Aus dem pedantiſchen Einerlei der kleinſtädtiſchen Univerſitätsverhältniſſe ſah er ſich nun plötzlich in das angeregteſte Leben verſetzt. Seine poetiſche Begabung fing an, in weiteren Kreiſen bekannt zu werden. Bei Varnhagen, Rahel, Moſer, Michael Beer, im Hauſe der Schriftſtellerin Eliſe von Hohenhauſen fand er gerade, was ein junger Dichter wünſchen muß: Anregung, freundliche Anerkennung und zugleich ein gereiftes Urtheil, obgleich man doch nicht ſagen kann, daß irgend Jemand auf ſeine Art zu ſchaffen entſchiedenen Einfluß ausgeübt hätte. Unter ſeinen Bekannten war ihm be-

ſonders ein junger Pole, Graf Eugen von Breza, an's Herz gewachſen, er iſt unerſchöpflich im Lobe des köſtlichſten Freundes, des liebenswürdigſten der Sterblichen, und untröſtlich, als Breza zu Oſtern 1822 die Berliner Univerſität verläßt. „Er war der einzigſte Menſch," ruft er ihm nach, „in deſſen Geſellſchaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, deſſen originelle Witze mich zur Lebensluſtigkeit aufzuheitern vermochten, und in deſſen ſüßen, edeln Geſichtszügen ich deutlich ſehen konnte, wie einſt meine Seele ausſah, als ich noch ein ſchönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge.*)

Auch manche der rheiniſchen Bekannten fanden ſich in Berlin zuſammen: der Componiſt Bernard Klein aus Cöln, ſein Bruder Joſeph, gleichfalls ein tüchtiger Muſiker, Plücker, der ſpätere Profeſſor in Bonn, Bölling, ein Verwandter der Sethe'ſchen Familie, vor Allem Sethe ſelbſt, deſſen Vater im Jahre 1819 als Präſident des Rheiniſchen Reviſions- und Caſſationshofes in die Hauptſtadt berufen war.

---

*) Strodtmann, Heine's Leben I, 187.

In Berlin konnte Heine nun auch den Plan ausführen, den er bereits in dem Briefe vom 27. October 1816 andeutet. Er hatte schon in Bonn eine Sammlung von Gedichten der Weber'schen Buchhandlung zum Verlag angeboten. Aber der Besitzer ließ das Manuscript, wie er selbst wohl erzählte, längere Zeit in seinem Pulte liegen, um es dann ungelesen zurückzugeben. Heine machte einen zweiten Versuch; er wandte sich von Göttingen aus an Brockhaus nach Leipzig. Allein zum zweiten Male erhielt er sein Manuscript zurück mit dem höflichen Bedauern, daß die Handlung zur Zeit gar zu sehr mit Verlagsartikeln überladen sei.*) Jetzt wurde er in Berlin durch Varnhagen mit Gubitz, dem Herausgeber des Gesellschafters, bekannt. In diesem damals viel gelesenen Blatte, erschien seit dem 7. Mai 1821 eine Anzahl ausgewählter Gedichte von Heine, gewissermaßen als Probe der größeren Sammlung, welche zu Ende des Jahres in der Maurer'schen Buchhandlung herausgegeben wurde. Der neue, ganz eigenthümliche Ton dieser

*) Brief an Steinmann vom 4. Februar 1821, Werke XIX. 19.

Gedichte erregte ſogleich das größte Aufſehen; ſie wurden gelobt, getadelt, nachgeahmt, ſchon im October 1821 parodirt. Erwägt man, daß Heine außer einer großen Zahl von Liedern um dieſe Zeit auch eine Tragödie, den Ratcliff, wie er angiebt, in drei Tagen niederſchrieb, dazu die Berliner Briefe im Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeiger erſcheinen ließ, verweilt man bei den heiteren Scherzen, der naiv-jugendlichen Bewunderung, die ſich zuweilen in dieſen Aufſätzen ausſpricht, ſo könnte man auf eine durchaus friſche, heitere Stimmung des Dichters ſchließen. Gleichwohl war er eben damals von den trübſten Vorſtellungen gequält. Einzelnen Tadel empfand er lebhafter, als die allgemeinſte Anerkennung, er glaubte ſich verfolgt und angefeindet, ein Opfer der Cabale und Verleumdung; körperliche Leiden kamen hinzu: ein nervöſer Kopfſchmerz, der ihm das ganze Leben hindurch ein widerwärtiger Begleiter war; vornehmlich mag die Nachricht von der Vermählung ſeiner Geliebten ihn trübe geſtimmt haben. Von allem dieſem zeugt der folgende, „halb ernſthaft, halb drollig“ gehaltene Brief:

III.

Lieber Christian!

Du weißt ich schreibe selten Billete; drum mache Dich darauf gefaßt etwas Höchstwichtiges vielleicht auch Höchstvernünftiges zu lesen.

Ich habe mir diese Nacht, als ich nicht schlafen konnte, recht vieles überlegt, und hab mir alles aufgezählt was ich liebe; und das ist:

Nr. 1 ein weiblicher Schatten, der jetzt nur noch in meinen Gedichten lebt.

Nr. 2 eine köstliche Idee, die in dem Polen steckt.

Nr. 3 einen Menschen, den ich mir bisher in Dir gedacht.

Nr. 4 meine neue Tragödie.

Nr. 5 eine olla Potrida von: Familie, Wahrheit, französische Revolution, Menschenrechte, Lessing, Herder, Schiller ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Mit Nr. 3 hat es jetzt seine eigene Bewandtniß. Ich werde Dich noch immer lieben; das hängt nicht von mir ab. Letztere Erfahrung habe ich längst gemacht. Aber Freunde können wir nicht bleiben.

Ich erkläre Dir: daß ich vom 15ten April an Dein Freund nicht mehr sein werde, daß ich mich

allsdann aller Pflichten gegen Dich entbinde, und daß Du alsdann nur Anſprüche an konvenzioneller Höflichkeit und Urbanität machen kannſt. Sollte es der Fall ſeyn, daß Du, obſchon ich es nie ganz glauben konnte, mein Freund wäreſt, ſo entbinde ich Dich ebenfalls aller Pflichten derſelben für die Folge; nach den Geſetzen des Völkerrechts zwiſchen ehemaligen Freunden erwarte ich, daß Du nichts von all dem ſprichſt, was ich mit Dir vor dem 15. April geſprochen, und wovon ich vielleicht wünſchte, daß es kein Anderer erfahre. Aber was ich nach dem 15ten, ich glaube der iſt ſchon morgen, mit Dir ſpreche, das kannſt Du jedem ſagen und auch an Klein ſagen, und Klein mags wieder an ſeinen Bruder, und der an die Clicke, und dieſe an Berlin, und Berlin an ganz Deutſchland ſagen. — Es ſteht Dir alsdann auch frey mich, den gelehrteſten der jetzt lebenden Menſchen, als unwiſſend, dumm und kenntnißlos allgemein zu verſchreyen, nur bitte ich immer dabey zu ſagen: daß wir keine Freunde mehr ſind; damit die Leute wiſſen, was ſie von Deinem Urtheil zu halten haben. Ich glaube gewiß und ich gebe Dir mein Wort drauf, ich bin da-

von überzeugt: daß keiner in Deutſchland ſo viel weiß als Ich, nur daß ich nicht prale mit meinem Wiſſen, und — lieber Chriſtian, glaube nicht, daß ich Dir böſe ſei; wenn ich Dir ſage daß ich Dein Freund nicht mehr ſein kann, ſo geſchieht dieſes weil ich immer ganz ehrlich und offen gegen Dich handelte, und ich Dich auch jetzt nicht hintergehen möchte. Ich lebe jetzt in einer ganz beſondern Stimmung und dis mag wohl an allem den meiſten Antheil haben. Alles was deutſch iſt, iſt mir zuwider; und Du biſt leider ein Deutſcher. Alles Deutſche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutſche Sprache zerreißt meine Ohre. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich ſehe, daß ſie auf deutſch geſchrieben ſind. Sogar das Schreiben dieſes Billets wird mir ſauer, weil die deutſchen Schriftzüge ſchmerzhaft auf meine Nerven wirken. Je n'aurais jamais cru que ces bêtes qu'on nomme allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en même temps. Aussitôt que ma santé sera rétablie, je quitterai l'Allemagne, je passerai en Arabie, j'y menerai une vie pastorale, je serai homme dans toute l'étendue du terme, je vivrai parmis des

chameaux qui ne sont pas étudiants, je ferrai des vers arabes, beau comme le Morlaccat, enfin je serai assi sur le rocher sacré, où Mödschnun a soupiré après Leila. O Chriſtian wüſteſt Du, wie meine Seele nach Frieden lechzt, und wie ſie doch täglich mehr und mehr zerriſſen wird. Ich kann faſt keine Nacht mehr ſchlafen. Im Traume ſeh ich meine ſogenannten Freunde, wie ſie ſich Geſchichtchen und Notizchen in die Ohren ziſcheln, die mir wie Bleytropfen ins Hirn rinnen. Des Tags verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall hör ich meinen Namen, und hinterdrein ein höhniſches Gelächter. Wenn Du mich vergiften willſt ſo bringe mir in dieſem Augenblick die Geſichter von Klein, Simons, Bölling, Stucker, Plüker und von bonner Studenten und Landsleuten vor Augen. Das miſerable Geſindel hat auch das Seinige dazu beigetragen mir die berliner Luft zu verpeſten. Und Dir verdanke ich auch ſo manches, o Chriſtian! Chriſtian!

Aber glaube nur nicht, daß ich Dir böſe ſey, daß ein beſonderes Factum Urſache dieſes Billetes ſey.

Ich hoffe, lieber Chriſtian, daß wir uns ſo lang

ich noch in Berlin seyn werde recht oft sehen und sprechen werden. Ich wünsche daß Du mich auch mahl besuchst, damit ich nicht zu oft Gefahr laufe Dich in Gesellschaft schauderhafter Gesichter zu treffen. Ich werde Dich diese Tage besuchen, und Dir auch die Flegeljahre mitbringen. Es thut mir sehr leid, lieber Christian, daß ich Dir erst den 1sten May die 9 Thaler geben kann, und daß ich vielleicht Ursache bin daß Du in Geldverlegenheit bist. Es ist schauderhaft von mir, daß ich sie Dir nicht vor einigen Monath gab als ich meinen Wechsel erhalten. Sonst pflegte Zuverlässigkeit zu meinen Tugenden zu gehören. Ich werde auch diese Tage Deine Familie besuchen. — Leb wohl, lieber Christian, und sey mir so gut wie Du es bey sobewandten Umständen seyn kannst.

Berlin, den 14. April 1822.

bis morgen Dein Freund

H. Heine.

Das Charakteristische dieses Briefes bedarf keiner Ausführung im Einzelnen. Nur angedeutet ist die leise Opposition gegen Göthe, die sich der schranken-

loſen Bewunderung der Berliner Göthegemeinde gegenüber ſchon damals in dem jungen Dichter regte. Er nennt ihn nicht neben Schiller, Leſſing, Herder unter den Menſchen, die ihm neben „Familie, Wahrheit, Menſchenrechten" noch am Herzen liegen. Gerade ſo nennt er auch in einem wenig ſpäteren Aufſatze über Polen — der Frucht eines Beſuches bei Breza — nur jene drei als „die edelſten deutſchen Volksſprecher".*) Ueberhaupt wird man die vertrauteſten Briefe Heine's mit ſeinen öffentlichen Aeußerungen wohl ohne Ausnahme übereinſtimmend finden, ein Zeugniß für die aufrichtige Ueberzeugung des Schriftſtellers, das nicht gering anzuſchlagen iſt.

Auch die ſonderbare Aufkündigung der Freundſchaft ſteht in Heine's Leben nicht vereinzelt da. Ich will nicht reden von der ſchnöden Art, in welcher er im Jahre 1831 dem treuen Moſer nach unendlichen Beweiſen der Freundſchaft, Dienſtfertigkeit, Aufopferung zu ſchreiben wagt, er ſei nie ſein Freund geweſen.**) Aber auch Rahel erhielt ein-

*) Werke XIII, 151.

**) Brief vom 27. Juni 1831, XIX, 410.

mal im Jahre 1829 wegen eines ganz geringfügigen Anlaſſes eine ähnliche Botſchaft.*) Wie er jedoch die Freundin bald darauf durch eine Fülle blühender Roſen verſöhnte, ſo kam er auch wenige Tage nach dem mitgetheilten Briefe wieder zu Sethe, ohne den Inhalt irgend in Erinnerung zu bringen.

Sethe mußte jedoch noch vor Ende des Jahres Berlin verlaſſen; er wurde als Referendar an die Regierung in Münſter verſetzt. In dieſer ſelben Stadt am Oberlandsgericht arbeitete damals auch der ſchon mehrerwähnte Univerſitätsgenoſſe Steinmann, zugleich Literat, ein Vielſchreiber von nicht eben glänzender Begabung, zu dem aber Heine immer noch eine gewiſſe Beziehung erhielt. In dem Verhältniß zu ſolchen literariſchen Freunden erſcheint ſein Charakter von einer außerordentlichen Milde und Treuherzigkeit. Allem irgend Leidlichen, was ſie hervorbringen, zollt er die freundlichſte Anerkennung, iſt aber doch wieder zu ehrlich, als daß er verſchweigen könnte, was ſich mit ſeinem äſthetiſchen Gewiſſen nicht vereinbaren läßt. Ich wüßte

*) Strodtmann, Heine's Leben I, 579.

kein Beispiel, daß er dem entgegengehandelt hätte; selbst Personen, an deren Wohlwollen ihm sehr gelegen war, zeigt er eine Freimüthigkeit, die sich nie zur Schmeichelei erniedrigt.

Abgesehen von Steinmann hatte er in Münster noch eine Beziehung, die für seine literarische Entwickelung von ganz anderer Bedeutung geworden ist. Karl Immermann, wenig älter als Heine, war im Jahre 1819 von Magdeburg als Militär-Auditeur nach Münster versetzt. Er hatte im Rheinisch-Westphälischen Anzeiger vom 21. Mai 1822 Heine's Gedichtsammlung beurtheilt, in einer Weise, die den Dichter außerordentlich erfreute. Es war nun für Heine ein lebhafter Wunsch, den neuen Freund mit dem alten, der eben seinen Wohnsitz theilen sollte, in Verbindung zu bringen. Eine ganze Reihe von Briefen giebt Zeugniß, wie sehr ihm dieser Wunsch und überhaupt das Verhältniß zu Sethe am Herzen lag.

Am 24 December 1822 stattet er Immermann seinen Dank ab, entschuldigt, daß er so spät komme, er habe vorher durch eine Besprechung der Immermann'schen Tragödien den Liebesdienst vergelten

wollen. Dann fährt er fort: „Vor ſechs Wochen reiſte von hier nach Münſter mein beſter Freund, der Referendarius Chriſtian Sethe, der wegen einiger Umwegsreiſen vielleicht erſt jetzt dort eingetroffen; durch dieſen war ich Willens, Ihnen einen Brief zuſtellen zu laſſen. Aber ich habe noch nicht ſeine Adreſſe und will nicht ſo lange mehr warten, da ich eben erfahre, daß Sie in Kurzem nach Berlin kommen würden. — . . . . . Wenn dieſer Brief Sie noch in Münſter trifft, und mein Freund Sethe ſchon dort iſt, ſo wünſchte ich, daß Sie ſeine Bekanntſchaft machten. Sie ſind ihm ſchon bekannt, und er wird Ihnen ſagen, daß ich der Mann bin, der um einer Sache willen, die andre Leute eine bloße Grille nennen, im Stande iſt, eine bedeutende Reiſe zu machen. Vielleicht ſagt er ihnen ſogar, daß ich ſeinet- und Ihrethalben ſchon längſt das Projekt gefaßt, dieſes Frühjahr nach Münſter zu kommen.“ Auch der Brief an Immermann vom 14. Januar 1823 ſchließt wieder mit den Worten: „Grüßen Sie Sethe recht freundſchaftlich und ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſehr vermiſſe.“ Wenige Tage ſpäter ſchreibt er ihm ſelbſt:

IV.

Berlin, 21. Januar 1823.

Lieber Chriſtian!

Ich ſollte Dir eigentlich gar nicht ſchreiben, eben weil ich Dir Alles ſchreiben müßte. Außerdem kannſt Du es Dir wohl ſelbſt vorſtellen, wie ich jetzt lebe und geſtimmt bin. — Du biſt nicht mehr hier. Das iſt das Thema, alles übrige iſt Gloſſe.

Krank, iſolirt, angefeindet und unfähig das Leben zu genießen, ſo leb ich hier. Ich ſchreibe jetzt faſt gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde hab ich faſt gar keine jetzt hier; ein Rudel Schurken haben ſich auf alle mögliche Weiſe beſtrebt, mich zu verderben, verbinden ſich mit alten Titularfreunden u. ſ. w. Meine Dramen werden gewiß in 6 bis 8 Wochen erſcheinen. Dümler wird ſie wahrſcheinlich verlegen. Ich ſchicke Dir mit der nächſten Poſt meinen Aufſatz über Polen, den ich für Breza und unter dem Waſſer der Sturzbäder geſchrieben und den Pr. Gubitz auf ſchändliche Weiſe, mit Surrogatwitzen verändert und die Cenſur tüchtig zuſammen geſtrichen. Dieſer Auf-

ſatz hat mich bei den Baronen und Grafen ſehr verhaßt gemacht; auch höheren Ortes bin ich ſchon hinlänglich angeſchwärzt. Theile doch Immermann das Stück des Geſellſchafters mit wo von ſeiner kritiſchen Schrift die Rede iſt. Immermann hab ich ſehr lieb gewonnen, durch das wackre Weſen das ſich in ihm ausſpricht. Ich wünſchte Dein Urtheil über ihn zu hören. Mehr noch wünſchte ich, daß Du mit ihm in freundſchaftlichen Verhältniſſen treteſt. Ihm hab ich ebenfalls dieſen Wunſch geäußert. Iſt das der Fall ſo beſuche ich Euch in Münſter. — Leb wohl und hab mich lieb.

Meine Addr. iſt: H. H. aus D., Taubenſtraße Nr. 32. — Du kannſt gar nicht glauben, wie ſehr ich Dich vermiſſe, Dich den ich ſo liebe und gegen den ich nicht zu fürchten hab, daß ich mich blamire.

Leb wohl und bleibe mir gut.

H. Heine.

Von da ab ſtockte der Briefwechſel, wie es ſcheint, ganz durch Sethe's Schuld, der in einem ſaumſeligen Stillſchweigen verharrte, obgleich Heine

nicht aufhörte, ihm Zeichen freundlicher Erinnerung zuzusenden. In dem schönen Briefe an Steinmann vom 10. April 1823 redet er von dem „ehrlichen Christian", dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden." Sethe ist auch offenbar der in dem Abdruck dieses Briefes (XIX, 52) durch * * Bezeichnete, dem Steinmann das übersandte Exemplar der Tragödien übergeben soll. „Sage ihm," heißt es weiter, „daß ich wegen seines Stillschweigens böse sei, und theile ihm meine Adresse mit. Ich bin zu arm an Exemplaren, um Dir eins besonders zu schicken, zudem ist es mir nur darum zu thun, daß Du die Sachen liest."

Möglich, daß Steinmann den für ihn wenig schmeichelhaften Auftrag nicht recht ausgerichtet hat; gewiß ist, daß er Sethe nicht zur Antwort bewog. Heine verließ bald darauf Berlin und begab sich in das Haus seines Vaters, der unterdessen sein Geschäft in Düsseldorf aufgegeben und seinen Wohnsitz in der kleinen Stadt Lüneburg genommen hatte. Von da schreibt Heine am 10. Juni 1823 an Immermann: „Könnten Sie mir nächstens ein-

mal mittheilen, ob Sethe ſich wohl befindet und ihm nichts Schlimmes begegnet, ſo würden Sie mir einen Gefallen erzeigen. Der Umſtand, daß Sie jenen Namen nie erwähnen, erzeugt in mir die Vermuthung, daß Sie in keinem ſonderlich nahen Verhältniß mit Sethe ſtehen mögen, vielleicht wegen Verſchiedenheit der Anſichten über das Univerſitätsleben, ein Erzſteckenpferd Sethe's. Glauben Sie nur nicht, daß dieſes bei mir etwas mehr als eine müßige Vermuthung ſei. Ich habe bis auf dieſe Stunde keinen Brief von Sethe aus Münſter erhalten, nicht das Mindeſte von ihm gehört, und das iſt es eben, was mich beunruhigt. Dieſes mag Sie, lieber Immermann, etwas befremden, da ich Ihnen Sethe als einen meiner beſten Freunde angekündigt; aber es iſt dennoch ſo, wir ſind zwölf Jahre lang Herzensfreunde geweſen, ſaßen ſchon in der Schule immer beiſammen und blieben auch in der Folge immer beiſammen, und jetzt läßt er mich ſechs Monat ohne Antwort." *)

Den Plan, die Freunde in Münſter zu beſuchen,

*) Werke XIX, 77 f.

hat Heine in dieſem und manchen folgenden Jahren noch nicht ausgeführt. Er begab ſich im Juli nach Hamburg, wo die Erinnerung an die verlorene Geliebte, mit neuer Stärke erwachend, neue Blüthen ſeines dichteriſchen Schaffens hervorrief. Gern wäre er ſchon damals nach Paris gegangen, hätte er von dem Onkel die nöthige Unterſtützung erwirken können. Da dies nicht gelang, ſo mußte er doch wieder zur Jurisprudenz in das ſo widerwärtige Göttingen ſich wenden. Das ganze Jahr 1824 ging ihm dort vorüber, nur daß er im Frühling Immermann in Magdeburg, dann auf kurze Zeit Berlin beſuchte und im September die jedem wohlbekannte Harzreiſe unternahm. Am 3. Mai 1825 beſtand er das juriſtiſche Examen, am 20. Juli erfolgte die Promotion, kurz vorher, am 28. Juni, hatte er in Heiligenſtadt ſich taufen laſſen. Als Belohnung für den Doctorhut gab der Onkel die Mittel zu einem Aufenthalt in Norderney. Kein Dichter hat die See mehr geliebt als Heine; auch angenehme Geſellſchaft fand er auf der Inſel. Die Fürſtin von Hohenſolms-Lich, eine Bekannte Varnhagens, war ihm ſehr gewogen; vor Allem ver-

ehrte er eine ſchöne Frau aus Celle. Eines Tages ſaß er neben ihr und in einem Kreiſe anderer Damen in lebhafter Unterhaltung, als er plötzlich ſeinen Freund Sethe hinter ſich ſtehen ſah. Mit dem freudigen Rufe: „Staatsrath, biſt Du da?“ ſprang er auf und umarmte den Freund. Sethe, weniger umhergetrieben als Heine, hatte ſeinen Weg in Münſter verfolgt, war am 13. Auguſt 1825 in den Eheſtand getreten und kam nun auf der Hochzeitsreiſe nach Norderney. Man verlebte zwei Tage mit einander. Die verſchiedene Lebensauffaſſung des preußiſchen Beamten und des Dichters mag dabei hervorgetreten ſein, aber das iſt der Vorzug der Jugendfreundſchaft, daß ſie wie Familienbande verſchiedene Anſichten, Neigungen, Intereſſen überdauern kann. Einige Monate ſpäter, am 25. December 1825 ſchreibt Heine einem andern rheiniſchen Freunde, dem Componiſten Joſeph Klein: „Auf Norderney, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit S[ethe] zuſammen; der St[aatsrath] hat geheirathet, damit die liebe gute, treuherzige Raſſe nicht verloren gehe.“ Unmittelbare Folge des Zuſammentreffens

waren drei Briefe Heine's an Sethe, die ſchon als die einzigen brieflichen Zeugniſſe über den Aufenthalt in Norderney einiges Intereſſe anſprechen:

V.

Norderney, Ende des Auguſt 1825.

Lieber Chriſtian!

Wärſt Du doch ein paar Tage länger in Norderney geblieben! Oder auch wäre ich doch weniger Eſel geweſen! Ja, Chriſtian, wenn ich auch der gelehrteſte Mann Deutſchlands bin, ſo kann ich doch nicht mit meinem Worte verſichern, daß ich auch der klügſte ſey. Du mußt mir ſechs Louisdor leihen. Ich bin in der größten Verlegenheit. Es wird Dich nicht wundern, daß ich juſt Dich anpumpe. Du biſt mir noch zu friſch im Gedächtniſſe, und wenn Du auch — was ich nicht hoffe — mein beſter Freund nicht mehr biſt, ſo biſt Du doch unter meinen beſten Freunden derjenige, den ich am leichteſten anpumpen kann, der auch als kompleter Philiſter am leichteſten ein paar Louis auf ein paar

Monath entbehren kann und der von Haus aus die innere Garantie hat, daß er bey mir nichts riskirt. Ich denke, daß dieser Brief Dich sicher trifft und daß Du mir sechs Louis bis zu meiner Reise nach Berlin d. h. bis Januar leihst, indem ich sonst in die allergrößte Verlegenheit gerathe und meiner Familie, die mir vor 4 Wochen 50 Louisdor zum Umherreisen und Baden geschickt, gestehen muß, daß ich das Geld fast ganz vertrödelt und nicht auskomme, welches Bekenntniß mir unberechenbar entsetzlich schaden würde, wie Du, der Du meine Familienverhältnisse kennst, leicht ermessen kannst.

Die Post ist im Begriff abzugehen, auch bin ich zu verdrießlich, um viel zu schreiben; wie sehr es mich auch drängt die ganze volle Brust vor Dir auszuschütten, so könnte ich das doch heute schon deswegen nicht thun, weil Anpumpen der eigentliche Zweck dieses Briefes ist. Und wirklich Christian! haben sich Deine Gesinnungen gegen mich unverändert erhalten? Was mich betrifft, so blieben die meinigen unverändert d. h. ich ärgere mich über Dich nach wie vor. Du verstehst mich, ich meine die alte Falschheit. Ja ich möchte heute recht ordentlich

gegen Dich losplatzen und auf Dich einſchelten und ſchimpfen, um ſo mehr als ich Dich anpumpen will. Von Gieſen — welcher vorgeſtern 15 Louis im Pharo verloren — erfahre ich, daß Deine Schweſter mit Unger verſprochen iſt. Ich glaube gewiß, wenn Du könnteſt, würdeſt Du Deine Heirath vor mir geheim halten. Ich frage nie, aber ich ärgere mich immer. — Das beſte an Dir iſt, daß ich Dich liebe und daß Du von jeher leicht anzupumpen warſt. Schicke mir alſo die 6 Louisd'or in einem Briefe mit der Addreſſe:

an den Doct. Jur. H. Heine im Hauſe von
Herold & Wahlſtab in Lüneburg.

In dieſem Brief darfſt Du aber nichts ſchreiben, da ich ihn in Lüneburg von einem Bekannten öffnen laſſen. Du ſchreibſt mir aber unter derſelben Addr. noch einen beſondern Brief. — Schreib mir auch, ob ich Dir die 6 Ld'or noch vor Januar zurückzahlen ſoll. Ob in Berlin an Deine Familie. Mit nächſter Poſt ſchreib ich Dir mehr.

VI.

Norderney, den 1. Sept. 1825.

Staatsrath!

Nur ſo viel kann ich mich erinnern, daß ich Dir vorige Woche in der verdrießlichſten Stimmung und in der allergrößten Eil geſchrieben. Das Fährſchiff war im Begriff abzuſegeln, der Schiffer wartete bloß noch auf meinen Brief, ich wünſchte mich ſelbſt zum Henker und krazte was Zeug hielt. Ich hoffe, daß Du aus meinem Geſchreibſel klug geworden biſt und daraus erſehen, daß ich Dich um 6 Louisd'or anpumpen wollte und Dich bath, ſelbige unter Addreſſe des Herrn H. Heine, Dr. Jur. abzugeben bei Herold & Wahlſtab in Lüneburg, mir zu ſchicken und mir wiſſen zu laſſen, ob Du das Geld noch vor Januar zurückhaben mußt und ob ich es etwa in Berlin jemanden für Dich zurückzahlen kann. Ich muß Dir aber nochmals ſchreiben, weil ich nicht weiß ob ich Dir auch bedeutet habe, daß Du in dem Briefe, worinn Du die ſechs Louisd'or einpackſt nichts ſchreiben darfſt, indem ich einem Bekannten Ordre gab einen ſolchen Geldbrief

für mich aufzubrechen und mir den Inhalt nachzuſchicken. Ich muß nemlich aus höchſtwichtigen Urſachen noch einige Zeit im Hanövriſchen herumreiſen. Was Du mir alſo privatim zu ſagen haſt, mußt Du mir in einem beſondern Brief unter derſelben Addreſſe ſchreiben. —

Sey überzeugt, daß ich Dir bei dieſer Gelegenheit den größten Beweis meiner Freundſchaft gebe, indem ich trotz mancher innern Regungen des Unmuths gegen Dich, mich dennoch in der Noth mit unbedingtem Vertrauen an Dich wende. Vergiß dies nie, beſonders wenn ich je in den Fall käme Dir einen Dienſt leiſten zu können, woran ich zweifle. Du verſtehſt mich.

O Chriſtian, ich bin heute in einer ſehr weichen Stimmung und möchte von alten Dingen ſprechen, von alter Wehmuth und neuer Thorheit, von bitterer Eſeley und Süßigkeit des Schmerzes. Ich bin noch immer der alte Narr, der wenn er kaum mit der Außenwelt Friede gemacht gleich wieder von innern Kriegen geplagt wird. — Es iſt ein mißmüthiges Wetter, ich höre nichts als das Brauſen der See — O läg ich doch begraben unter den

weißen Dünen. — Ich bin in meinen Wünſchen ſehr mäßig geworden. Einſt wünſchte ich begraben zu ſein unter einer Palme des Jordans — — — Das vermaledeit viele Abſchiednehmen ſtimmt mich ſo weich ganz in Moll. Ich habe hier wunderſchöne Tage gelebt, meine Privateitelkeit wurde von holden Pfötchen allerliebſt geſtreichelt, ich kam faſt auf den Gedanken, der Dr. Heine ſei wirklich höchſt liebenswürdig, und ich ſchwelgte im Anſchaun der ſchönen Dame in deren Nähe Du mich wiederſahſt. Sie protegirte mich zuletzt gar ſehr — und jetzt iſt ſie abgereiſt. Auch der Abſchied von der Fürſtin Solms iſt mir ſauer geworden, wir waren ſo viel zuſammen und wußten uns ſo hübſch zu necken. Sie lobte mich viel und Du weißt, Chriſtian, das verfehlt nie ſeinen Eindruck. Die hanövriſchen Offiziere hier haben mir nichts weniger als mißfallen. Sie haben nicht ſo viel Verſtand wie die Preußen, aber ſie ſind honoriger, und unter der Uniform, die ſie ſelten tragen, ſteckt ein Gentelman im feinſten Civilrock. Ich meine aber hier vorzüglich die Offiziere, die in der Legion gedient und die von Spanien, Portugall, Irland, England,

Sizilien, manche ſogar von den joniſchen Inſeln und von Oſtindien ſo viel hübſches und Wackeres zu erzählen wiſſen. Wie pauver klingt dagegen Jena, die Katzbach, Leipzig, Bellallianz, und gar Paris, die letzte Stazion unſeres Ruhmes, wohin wir — Gott weiß wie! — gelangt ſind. Still, ſtill, ich will ja in Berlin leſen. — Bin ſelbſt neugierig was das ſeyn wird. — Grüße mir Deine Frau, die ſehr für Dich zu paſſen ſcheint und die nicht unterlaſſen wird, Dich glücklich zu machen.

Sobald ich nach Berlin komme, werde ich wieder etwas herausgeben. Muß mich ſehr hüten mit dem Druckenlaſſen. Hab ja auch niemand der mir rathen kann. Meine jetzige Reiſe beſchreib ich. Meine Harzreiſe hoffe ich Dir nächſten Monath zu ſchicken. — Leb wohl, werde kein Philiſter, behalte mich lieb. — Hol mich der Teufel ich werde ſentimental.

Dein Freund

H. Heine.

VII.

a. $^{27}/_{11}$ 25.

r. $^{21}/_{4}$ 26. Lüneburg, den 12. Nov. 1825.*)

Lieber Christian!

Die 5 Friedrd'or habe ich richtig erhalten, so wie ich auch diese Tage Deinen Brief vom 10. Octbr. richtig vorgefunden habe. Da ich doch vermuthe, daß Du jetzt nicht mehr in Bokum seyst, so melde ich Dir dieses nach Coblenz. Ich bin im Begriff jetzt nach Hamburg zu reisen, wohin ich von Norderney aus schon segeln wollte, aber wegen konträren Windes nicht gelangen konnte. Ich lag 6 Tage auf der See, muste doch endlich zu Land gehn, bekam unterwegens die Rose am Bein muste doch um Geld schreiben u. s. w. Deine 5 Ld'or sind mir, obschon sie spät anlangten, noch immer gut zu statten gekommen, ich will sie Dir zeitig zurückschicken und Dich jetzt mit keiner Danksagung belästigen. Auch fehlt es mir dazu an Zeit, indem ich zu meiner Reise nach Hamburg noch allerley

*) Der Brief trägt den Poststempel: Hamburg, 22. November und ist nach Coblenz addressirt.

Geſchäfte habe. Ich will Dir von dort aus ordentlich ſchreiben. Vielleicht kann ich Dir die Nachricht mittheilen, daß ich mich dort als Advokat niederlaſſe, heurathe, viel ſchreibe u. ſ. w.

Mit meiner Schriftſtellerey geht es gut genug. Genug Vorrath von Mſpt. Ich gedachte Dir etwas mitſchicken zu können, aber ich habe noch nichts Gedrucktes erhalten. In einigen Wochen werde ich Dir aber ganz beſtimmt etwas ſchicken.

Lebe wohl, lieber Chriſtian, und bleibe mir gewogen. Deine Frau grüße ich recht herzlich. Wenn Du mir ſchreibſt, ſo laß mich doch etwas vom Kreisler wiſſen. Deine Briefe treffen mich immer, wo ich auch bin, wenn Du ſie nur addreſſirſt an: den Dr. Jur. H. Heine, per Addreſſe des Herrn Heine auf dem Markt in Lüneburg. Sey überzeugt, daß ich Dich recht liebe; auch von Deiner Zuneigung bin ich überzeugt. Giebſt Du mir doch davon die vollgültigſten Beweiſe.

Ich bleibe dein Freund

H. Heine.

Auch im Auguſt des nächſten Jahres 1826 befand ſich Heine in Norderney unter ſehr ähnlichen Verhältniſſen, wieder in lebhaftem Umgang mit der Fürſtin Solms, wieder begünſtigt von der ſchönen Cellenſerin, deren Abreiſe ein Jahr früher ihm das Herz ſo ſchwer machte. Auf dieſen letzteren Aufenthalt bezieht ſich der Aufſatz: „Norderney“ im zweiten Bande der Reiſebilder. Wahrſcheinlich iſt er aber zum Theil ſchon früher und in Erinnerung an den erſten Aufenthalt verfaßt. Dafür zeugt unter Anderem die Bemerkung über die Fremdenlegion, die beinahe wörtlich wie in dem Briefe an Sethe darin vorkommt, allerdings ohne die ſonderbare Gegenüberſtellung der Hannoverſchen und Preußiſchen Waffenthaten.

In den hier mitgetheilten Briefen ſind die finanziellen Angelegenheiten wie überhaupt in Heine's Leben, nicht gerade ein erfreuliches Moment. Er befand ſich unabläſſig in Geldverlegenheit, weniger weil ſeine Einkünfte zu gering waren, als weil er nicht hauszuhalten wußte. Schon in dem Briefe vom 14. April 1822 leſen wir von neun Thalern, die er Sethe nicht rechtzeitig zurück-

geben konnte, auch in den Briefen an Moſer iſt beſtändig von Geldanleihen die Rede. Und doch konnte ein Student mit der vom Onkel ausgeſetzten Summe, 4—500 Thalern, und den Nebeneinkünften, die aus Honoraren erwuchſen, in Göttingen und Berlin vor fünfzig Jahren ſehr wohl ausreichen. Für die Badereiſe war ihm die nicht unbedeutende Summe von 50 Louisd'or zur Verfügung geſtellt, kurz vorher am 22. Juli hatte er auch von Moſer (XIX, 225) wieder 10 Louisd'or erhalten. Gleichwohl muß er jetzt ſchon wieder leihen; er geſteht ſelbſt, daß er das Geld „vertrödelt", wahrſcheinlich zum Theil verſpielt hatte. Wie er aber leicht an einen fremden Beutel Anſprüche erhebt, ſo zeigt er ſich auch, wenn nicht gerade pünktlich, doch immer gewiſſenhaft im Wiedergeben und immer bereit, ſelbſt mit eigenen Opfern Bekannten, ja dem erſten Beſten, der bedürftig iſt, zu helfen. Die Correſpondenz bis in die letzten Zeiten enthält, mehr als man wünſchen möchte, Einzelheiten dieſer Art. Selbſt die wenigen Louisd'or, die er zuletzt von Sethe empfing, ſpielen darin noch lange eine Rolle. Die Rückgabe erfolgte nicht

so zeitig, als Heine wünschte. Aber anderthalb Jahre später in London, als er einem glücklichen Zufall, oder muß man sagen, einem kühnen Griff in den Credit seines Onkels augenblicklichen Ueberfluß verdankte, erinnerte er sich auch seiner Gläubiger. Am 9. Juni 1827 schickt er an Moser eine Anweisung, um sich selbst bezahlt zu machen und auch Sethe die schuldigen fünf Louisd'or zurückzuzahlen. Moser zögerte mit der Berichtigung dieser Schuld und so erhält er am 30. Oktober aus Lüneburg die Weisung, für die fünf Louisd'or und vier andere, die Heine noch zu Gute kamen, einen Wechsel auf Frankfurt zu kaufen (XIX, 318). Heine fürchtete nämlich auf der Reise nach München mit dem Gelde nicht auszukommen. Bis nach Italien verfolgt ihn die Erinnerung an diese geringe Schuld, an die er gewiß nie gemahnt worden ist. „Sage mir doch," schreibt er am 6. September 1828 aus den Bädern von Lucca, „ob endlich die längst beschriebenen 5 Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind. Ich brauche [d. h. verbrauche] jetzt so rasend viel Geld, daß es eine Schande wäre, seinen besten Freunden etwas schuldig zu bleiben.

Briefe Heine's an Sethe sind aus diesem und den folgenden Jahren nicht mehr vorfindlich, vielleicht auch nicht geschrieben worden. Im späteren Alter erhält sich selten ein schriftlicher Verkehr, der nicht in dauernden gemeinsamen Interessen eine Anregung findet, und zwischen dem preußischen Beamten und dem in Frankreich weilenden, geächteten Dichter wurde der Abstand immer größer. Gleichwohl bewahrte einer dem andern eine warme Erinnerung. Als Heine im Herbste 1843 nach zwölfjähriger Abwesenheit Deutschland wieder besuchte, kam er auf der Reise nach Hamburg in den letzten Tagen des Oktober auch nach Münster. Einen Abend brachte er mit dem Freunde zu, später schickte er noch das Wintermährchen, seitdem hat kein äußeres Zeichen die Freundschaft der Jugend bethätigt.

Sethe überlebte den Dichter um ein Jahr, er starb am 31. März 1857 als Provinzial-Steuerdirector in Stettin.*) Mir ist der Eindruck seiner

*) Strodtmann verwechselt ihn mit einem jüngeren Bruder, wenn er (Heine's Leben I, 65) bemerkt, Christian Sethe sei in Berlin am 17. Januar 1872 als Vorsitzender des Di-

Persönlichkeit, ganz wie er in Heine's Briefen erscheint, noch sehr wohl erinnerlich, insbesondere der eigenthümliche Glanz seines Blicks, kalt und milde zu gleicher Zeit. Die mitgetheilten Briefe verdanke ich seinem Sohne, meinem ältesten Jugendfreunde, dem Stadtrichter Heinrich Sethe in Berlin. Ihm sollen diese Blätter zur Erinnerung an längstvergangene Zeiten gewidmet sein.

---

rectoriums der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn gestorben. Auch Maximilian Heine (Erinnerungen an H. Heine S. 126) läßt ihn irrig noch im Jahre 1869 als höheren Justizbeamten in Berlin leben.

II.

Heine vor dem Bonner Universitäts-Gericht.

Heine's politische Ansichten sind für seine schriftstellerische Thätigkeit von wesentlicher Bedeutung, für seinen Lebensgang entscheidend geworden. Das ungünstige Urtheil, das seiner ganzen Persönlichkeit entgegen trat, hat auch diesen Theil seiner Gesinnungen als erheuchelt, oberflächlich, als ein Spiel der Laune betrachten wollen, nur bestimmt, Aufsehen zu erregen, sich einen Namen zu machen, Anhänger, Freunde, Popularität zu erwerben. Ich finde nichts in seinem Leben, was ein so hartes Wort begründete. Beinahe aus seinen Knabenjahren läßt sich nachweisen, wie seine Ansichten sich stetig entwickelten; immer hat er sie ohne Rückhalt ausgesprochen; zwischen den vertrautesten Briefen und seinen öffentlichen Aeußerungen wird

man ſchwerlich eine Verſchiedenheit gewahren. Wenn ich die Berichte aus Paris über das Juli-Königthum leſe, ſo ſcheint mir, der Verfaſſer eines Compendiums der Politik oder Nationalökonomie würde ſich allerdings in mehr ſyſtematiſcher Folge ausdrücken, aber auch von dem Scharfblick des Dichters, von ſeiner wundervollen Gabe, die Dinge treffend zu bezeichnen, vieles lernen können. Was Heine vielleicht am meiſten geſchadet hat, iſt ſeine Art über politiſche Dinge ſcherzend oder ſpottend ſich auszudrücken. Wer parlamentariſchen Verſammlungen beiwohnt, wird ſich bald überzeugen, daß ein Redner, der eine glückliche Begabung für witzige und ſpaßhafte Wendungen häufig benutzt, wohl augenblicklichen Beifall, aber ſelten nachhaltigen Einfluß und perſönliches Anſehen gewinnt. Politiſche Perſonen dürfen eigentlich nur im Stile Dantes zum Spotte greifen. Man glaubt nicht leicht, daß jemand, der über ſo ernſte Angelegenheiten ernſt und gewiſſenhaft nachdenkt, darüber lachen und ſcherzen könnte. Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit iſt es aber, was vor allem verlangt wird und verlangt werden muß, denn ſie ſind für den

Politiker noch unentbehrlicher als Fähigkeiten und Talente. Aber Heine hat ſich nie um einen Miniſterpoſten beworben. Könnte man dem Dichter nicht ſeine eigene Ausdrucksweiſe und etwas größere Freiheit zugeſtehen, ohne deshalb an ſeiner Aufrichtigkeit zu zweifeln? Die Verhältniſſe in Deutſchland waren zudem von der Art, daß ſie häufig mehr den Spott als den Zorn herausforderten. Regierungen, im Grunde wohlwollend und pflichtgetreu, ja in manchen Dingen verſtändiger, als man jetzt zuzugeben geneigt iſt, ſuchten in kurzſichtiger Furchtſamkeit eine Entwicklung, die gewaltſam freien Weg verlangte, durch kleinliche, unwirkſame, ſich ſelbſt widerſprechende Mittel niederzuhalten. Solchen Zuſtänden gegenüber war eine Satire, wie ſie Heine zu Gebote ſtand, gar nicht übel am Platze; man kann ſchwerlich in Abrede ſtellen, daß ſie auch vortheilhaft auf die öffentliche Meinung gewirkt und eine beſſere Wendung vorbereitet habe. Deshalb braucht ſie noch nicht in allen Stücken muſterhaft zu ſein. Selbſt der ſo geprieſene Heine'ſche Witz iſt wenigſtens in den proſaiſchen Schriften nicht immer von der vorzüglichſten Art, häufig nur ein Spiel

mit Worten, das bei der Wiederholung seinen Reiz verliert. Ueberhaupt kann ich durchaus nicht finden, Heine sei in seinen polemischen Schriften glücklich gewesen. Er selbst rühmt sich zwar, daß er aus seinen Feinden Dukaten schlage, in der Art, daß er selbst die Dukaten, seine Feinde die Schläge bekämen. Aber, wenn man auch nicht das Umgekehrte behaupten kann, gewiß ist, daß er sich selbst oft die schlimmsten und gefährlichsten Schläge beigebracht hat. Sieht man auf die Sache, so scheint mir, daß sowohl Platen, als Börne, als Menzel gegenüber das Unrecht nicht zum größeren Theile auf Heine's Seite war, aber durch die Art, wie er seiner Polemik die widerwärtigsten Persönlichkeiten beimischte, hätte er eine viel bessere Sache als die seinige verderben müssen.

Unbegründet ist der Vorwurf, er habe Deutschland für nichts geachtet und mit unmäßiger Vorliebe den Franzosen angehangen. Einiges wird man einem jüdischen Nationalgefühl zu Gute halten, dem er im Grunde des Herzens eben so wie der romantischen Poesie immer treu geblieben ist. Aber selten hat ein Dichter der Sehnsucht nach

der Heimath und nach Deutſchland, ſo wie dem Selbſtgefühl eines deutſchen Dichters ſo rührenden und beredten Ausdruck geliehen. Warum ſollte er nicht daneben einem Lande freundlich geſinnt ſein, wo alles ihm wohlwollend entgegenkam, wo Niemand ihm ſeine Abſtammung zum Vorwurfe machte, wo man ſeine Werke überſetzte, die in ſeinem Vaterlande ehe ſie nur erſchienen, verboten wurden? Wenn er den Fremden ſchmeichelte, hat er ihnen nicht weniger die ernſteſten Wahrheiten geſagt; und ſieht man genau zu, ſo hätten die Franzoſen mehr Urſache, über ſeine Complimente zu zürnen, als die Deutſchen über ſeine Vorwürfe. Denn die einen behandelt er beinahe wie Kinder, die man gern mit ihrem Spielzeug gewähren läßt, die andern wie Männer, von denen man das Höchſte fordert, weil ſie das Höchſte leiſten können. Daß er zwei Völker, denen beiden er durch Erziehung, Aufenthalt, Denkweiſe einigermaßen angehörte, ſo weit es ein Schriftſteller vermag, geiſtig zu einigen ſuchte, werden diejenigen, die über die augenblickliche Strömung hinaus den Blick in eine vielleicht nicht ferne Zukunft richten, ſchwerlich ver-

übeln. Käme nur jemand, der die Aufgabe, die er angefangen hat, glücklicher zum Ziele führte! Für mich will ich gestehen, daß ich den Vortheil einer aufrichtigen Einigung — nicht mit dem sogenannten Erbfeind, sondern mit der nächstverwandten, in allen wichtigen Interessen menschlicher Entwicklung enge mit uns verbundenen Nation — durch die Festung Metz und jeden Fuß breit Landes, auf dem französisch gesprochen wird, für nicht zu theuer erkauft hielte. Doch hier ist nicht der Ort, desgleichen weiter zu verfolgen; diese Bemerkungen sind vielleicht schon zu lang im Verhältniß zu den kurzen Notizen, die ich anzuschließen habe.

Für die Entwicklung eines bedeutenden Mannes ist häufig der erste kräftige, mit vollem Verständniß aufgenommene Eindruck entscheidend. Auch Heine's politische Richtung wurde wohl für immer dadurch bestimmt, daß seine Universitätsjahre in eine Zeit fielen, in welcher Alles, was einer freieren Regung nicht ganz und gar zuwider war, sich in nothwendigem Gegensatz zu den herrschenden Gewalten fühlte. Eben als er in Bonn eintraf, hatte der Carlsbader Congreß seine unheilvolle Thätigkeit

geſchloſſen, die Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Mainz ſtellte ihre Netze gegen die Lehrer und Lernenden an den Univerſitäten, die Burſchenſchaft, die Turnvereine wurden unterdrückt, ein unvorſichtiges Wort, ein mißfälliges Kleidungsſtück genügte, um Verdacht zu wecken, vielleicht eine criminalrechtliche Unterſuchung zu veranlaſſen. Es ſcheint nicht, daß Heine ſich in Bonn mit Vorliebe politiſchen Beſtrebungen zuwendete, aber daß ſie ihm auch nicht fern lagen, beweiſt ſchon ein längeres Gedicht, das auf einer folgenden Seite aus Sethe's Papieren in ſeiner urſprünglichen Geſtalt veröffentlicht wird. Mehrere ſeiner nächſten Bekannten ſah er in eine Unterſuchung verwickelt, ſich ſelbſt wenigſtens als Zeugen vor den Richter gerufen, und zwar ſchon in den erſten Tagen ſeines Bonner Aufenthalts, ehe er einmal die wirkliche Aufnahme in die Liſten der Univerſität erlangt hatte.

Der 18. Oktober, der Tag der Leipziger Schlacht und der Eröffnung der Univerſität wurde auch im Jahre 1819 feſtlich begangen. Ein Zug von Studenten zog Abends auf den Kreuzberg, wo bei dem Schein der Fackeln und angezündeten Freudenfeuer

ein Berliner Theologe, in Worten, wie sie auf mancher Canzel ohne Anstoß oder Aufsehen hätten verlauten können, zur Tugend und Religion, zum fleißigen Dienste im Dome des deutschen Volkes und im Tempel der Wissenschaft ermahnte, darauf hinwies, daß das Volk auf die blühende Jugend hoffe, und mit der Frage schloß, ob sich einer dem Dienste des Vaterlandes entziehen wolle. Diese Frage wurde, wie sich denken läßt, allgemein verneint, alsdann von einem zweiten Redner ein Hoch auf den kurz verstorbenen Vater Blücher und die deutsche Freiheit ausgebracht, worauf alles in Ruhe in die Stadt zurück und auseinanderging. Schwerlich würde jemand daran Anstoß genommen haben, hätte nicht Heine's Landsmann und Stubengenosse, Joseph Neunzig aus Düsseldorf, dem befreundeten Redakteur der Düsseldorfer Zeitung eine stark gefärbte Beschreibung des Festes geliefert, die dann von der zweiten Hand in einem Zeitungsartikel noch weiter verschönert wurde. Die eben angeführten Worte waren zu dem Satze entstellt: „Brüder! Auf uns ruht eine schwere Last, auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke

zu befreien." Für dieſen löblichen Zweck ſollten die Studenten ein dreimal donnerndes Hoch ausgebracht haben. Grund genug, um damals die Behörden bis in die höchſten Spitzen in Bewegung zu ſetzen. Der Oberpräſident des Niederrheins, Graf von Solms-Laubach, ein überaus verſtändiger Mann, war keineswegs zu auffälligen Schritten geneigt. Aber in Folge einer ihm zugehenden polizeilichen Anzeige ſah er ſich genöthigt, dem eben eingetretenen Rektor Auguſti ſein Misfallen über den Vorgang auszuſprechen, der ſicher die Aufmerkſamkeit der Miniſterien erregen und Nachfragen veranlaſſen würde. Er fordert den Rektor auf, zunächſt das Manuſcript der Rede ſich einhändigen zu laſſen. Da dies durchaus nichts Anſtößiges enthielt, wurde am 21. November der Redakteur der Düſſeldorfer Zeitung in Unterſuchung gezogen. Dieſer berief ſich aber auf die Mittheilung Neunzig's; er habe, ſagte er, in dem Briefe, den er übrigens nicht vorzeigen konnte, nur wenige Ausdrücke verändert, nämlich die bärtigen Muſenſöhne, die Neunzig mit ihren Ziegenhainern auf den Berg ziehen ließ, in einfache Studenten verwandelt und von ihrer Ausrüſtung

gar nicht gesprochen. So kam die Reihe nun an Neunzig; am 23. November erscheint er zum ersten Mal vor dem Universitätsrichter, dem später so bekannt gewordenen Criminalisten Mittermaier, damals Vicesyndikus der Universität. Alles wäre zutreffender, als die Behauptung, der Richter habe den Vorgeführten verwickeln oder die Sache selbst erschweren wollen. Aber Neunzig selbst beging die Ungeschicklichkeit — es scheint, um seinen Freund, den Redakteur, aus der Verlegenheit zu ziehen — die eigenmächtig zugesetzten Worte aufrecht zu halten und sogar, zum großen Aerger des Untersuchenden, von einem Hoch auf die Burschenschaft zu reden. Ueber ein solches Hauptverbrechen war es nun unumgänglich, die genaueste Rechenschaft zu fordern. Eilf Studenten und zwei auf dem Kreuzberg anwesende Professoren werden in den nächsten Tagen über die Sache verhört. Die Art der Fragestellung kann man aus dem folgenden Protokoll entnehmen.

Protokoll

verhandelt am academiſchen Gerichte zu Bonn,
den 26. November 1819.

Präsentibus:
Herr Profeſſor Mittermaier,
qua ſtellvertretender Syndicus:
Oppenhoff, Univerſitäts-Secretair.

Der vorgerufene studiosus juris Harry Heine aus Düſſeldorf, 19 Jahr alt, ſeit Michaelis d. J. in Bonn, gehörig die Wahrheit zu ſagen ermahnt, nach vorgängiger Erklärung, daß er auf dem Kreuzberge am 18. October geweſen ſei, deponirt auf die Frage:

1. Wie viel Lebehoch wurden ausgebracht?

ad 1. Ich erinnere mich an zwei; das erſte dem verſtorbenen Blücher und das zweite, wenn ich nicht irre, der deutſchen Freiheit.

2. Wurde der Burſchenſchaft kein Lebehoch gebracht?

ad. 2. Nein, ich erinnere mich nicht, ein ſolches gehört zu haben.

3. Erinnern Sie ſich noch an den Zuſammenhang der gehaltenen Reden?

ad 3. In der erſten Rede konnte ich keinen Zuſammenhang finden, und den Zuſammenhang der zweiten kann ich nicht angeben, weil ich mich nicht erinnere.

4. Kamen in einer der Reden die Worte vor: Auf uns ruht eine ſchwere Laſt?

ad 4. Dieſe Worte glaube ich gehört zu haben, den Zuſammenhang kann ich mir aber nicht mehr ins Gedächtniß rufen.

5. Geſchah in einer der Reden am Schluſſe die Frage, ob Einer wäre, der ſich dem Dienſte für Vaterland u. ſ. w. entziehen wolle?

ad 5. Eine ſolche hervorſtehende Frage erinnere ich mich nicht gehört zu haben.

6. Kamen die Worte vor: Auf uns hofft und wartet das Volk, um das gedrückte Vaterland vom Drucke zu befreien?

ad 6. Nein, ſolche Worte habe ich nicht gehört.

7. Wiſſen Sie ſonſt nichts anzugeben?

ad 7. Nein.

8. Iſt Ihnen nicht bekannt, daß über das Feſt in der Düſſeldorfer Zeitung etwas ſtand?

ad 8. Ich habe davon gehört.

9. Von wem haben Sie das gehört?

ad 9. In vinea domini habe ich davon ſprechen hören.

10. Können Sie keine Spur angeben, durch wen nach Düſſeldorf darüber geſchrieben worden iſt?

ad 10. Ich habe den stud. Neunzig an einem Briefe nach Düſſeldorf ſchreiben geſehen, und auf die Frage, was der lange Brief enthalte, gab Neunzig ganz unbefangen die Antwort, daß er die Burſchenfeier einem Freunde beſchreibe.

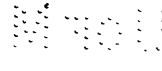
11. Wiſſen Sie nicht den Namen des Freundes, an den er ſchrieb?

ad 11. Nein.

12. Wiſſen Sie nicht, was er geſchrieben hat?

ad 12. Nein, ich habe den Brief nicht geleſen.

13. Haben Sie keinen Grund zu glauben, daß Neunzig den Brief abſichtlich, damit er abgedruckt werde, nach Düſſeldorf geſchrieben hat?



ad 13. Nein, das glaube ich nicht; Neunzig ist an sich schwatzseeliger Natur.

14. Hat sich Neunzig nicht gegen Sie geäußert, daß ihm das Fest mißfallen habe?

ad 14. Nein.

15. Wer ist denn sonst noch von Düsseldorfern hier auf der Universität?

ad 15. Ich kenne sie nicht alle.

16. Wissen Sie sonst nichts anzugeben?

ad 16. Nein.

Vorgelesen und unterzeichnet
Harry Heine.

Academisches Gericht:
Mittermaier, Vicesyndikus. Oppenhoff, Sekretair.

Diese Fragen wiederholen sich der Hauptsache nach in zehn ähnlichen Aktenstücken, darunter eins von Hoffmann von Fallersleben unterzeichnet. Heine's Vorgänger war Eduard Böcking, der gleichfalls versichert, es sei in der Rede nichts von Politik,

aber wohl von Gott und Chriſtus einiges vorgekommen. Die ganze Unterſuchung ergiebt augenſcheinlich, daß das Hoch auf die Burſchenſchaft eine Einbildung, die gefährlichen Worte in der Zeitung ein eigenmächtiger Zuſatz Neunzigs oder des Redakteurs geweſen waren. Mittermaier führt deshalb am 27. in einem zehn Folioſeiten füllenden Bericht den Beweis, daß auf dem Kreuzberge nichts Strafwürdiges ſich ereignet habe. Er ſchließt mit dem Satze: „So vereinigt ſich alles, um auch diesmal wieder zu beweiſen, wie unſere Univerſität Gegenſtand der Schwätzereien und des Neides iſt, und wie ungegründet die Gerüchte über uns. Auch wir dürfen mit dem Dichter ſagen: „„Wir ſind beſſer als unſer Ruf.““ Die Feier des 18. October iſt auf eine durchaus würdige, dem Feſte angemeſſene Weiſe von unſern Studirenden veranſtaltet geweſen; nicht einmal der Vorwurf der Unbeſonnenheit kann ihnen gemacht, wohl aber das Lob eines männlichen, würdigen Benehmens ertheilt werden.“ Nur Neunzig meint Mittermaier, gegen den zwar der Vorwurf abſichtlicher und böswilliger Klatſcherei nicht begründet ſei, möge doch einen Verweis er-

halten, daß er, ohne gehörig instruirt gewesen zu sein und ohne Ueberlegung der Folgen, gegen die Wahrheit Erzählungen unter Umständen gemacht habe, unter welchen er den Mißbrauch derselben habe befürchten müssen.

Der Senat, auch der Oberpräsident erklären sich mit diesem Urtheil einverstanden. Ernster sah man die Sache in Berlin an. Am 27. November 1819 rescribirt der Kultusminister von Altenstein dem Regierungsbevollmächtigten, Geheimrath von Rehfues: die von dem Studiosus Schweder gehaltene Rede enthalte zwar an sich nichts Strafbares; dergleichen öffentliche Reden für Studirende müssen aber überhaupt für unpassend angesehen werden, indem dadurch der Standpunkt derselben verrückt, und die Tendenz genährt werde, mit Verkennung ihrer nächsten und alleinigen Bestimmung zu einer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sich berufen zu glauben. Den Studirenden soll in Folge dessen nicht ferner gestattet werden, daß sie bei irgend einer Gelegenheit öffentliche Reden halten.

Der strenge Ton in der Antwort des Ministers mag wesentlich durch einen Vorfall veranlaßt sein,

der dem eben Erzählten ſich anſchließt. Wieder ſteht ein junger Menſch im Vordergrund, der bald zu Heine's vertrauteſten Freunden gehörte. In Bonn hatte ſich wie in den meiſten rheiniſchen Städten eine Turngemeinde gebildet; der im vorigen Aufſatz erwähnte Johann Baptiſt Rouſſeau zeigte ſein frühreifes Talent für Buchmacherei zum erſten Male darin, daß er „Lieder für die Bonner Turngemeinde" zuſammenſtellte und einem Kölniſchen Verleger M. Spitz zum Druck übergab. Das Manuſcript blieb aber liegen, und im Jahre 1819 wurden die Turngemeinden unterdrückt. Erſt das bevorſtehende Feſt vom 18. October machte dem jungen Literaten wieder Hoffnung, ſeine Erſtlingsarbeit doch noch gedruckt zu ſehen. Unter dem Vorgeben, die Bonner Studenten könnten das neue Werk kaum erwarten, drängte er den Drucker zur Eile, und ſo erſchienen wirklich in ungefähr zweihundert Exemplaren „Lieder der Turngemeinde in Bonn, Deutſchland 1820." Die Hälfte wurde noch am 17. October an Rouſſeau nach Bonn geſchickt, ein Exemplar, das einzige, das der Verleger in Köln abſetzte, kam aber dem Polizeipräſidenten

Struenſee zu Geſichte, der ſofort am 5. November von den bei Spitz noch vorräthigen Exemplaren ein Dutzend wegnahm, die übrigen unter Siegel legte und den höchſten Behörden von dieſer neuen gefährlichen Lebensäußerung des ſo übel berufenen Turnweſens Kenntniß gab. Sehr mißvergnügt ſchreibt Solms am 14. November an Auguſti, er ſolle die in Bonn vorräthigen Exemplare des Buches aufkaufen; alsdann den Studenten Rouſſeau darüber vernehmen, was er mit dem Ausdrucke „Turngemeinde zu Bonn" für einen Sinn verbunden habe, ob eine ſolche exiſtire, und ob Jemand in ihrem Auftrage ihn aufgefordert habe, die Lieder zum Druck zu befördern. — Wenn der Oberpräſident dabei von Weitläufigkeiten redet, die dieſe Lieder ſchon veranlaßt hätten oder noch zu veranlaſſen drohen, ſo wurde ſeine Vorausſicht nur zu bald durch ein Schreiben des Miniſters des Innern und der Polizei, Herrn von Schuckmann, vom 12. November beſtätigt. Der Miniſter legt dem Struenſee'ſchen Bericht offenbar weit größere Bedeutung bei als der Oberpräſident. Sehr ungehalten äußert er ſich über den, trotz der vom König ausgeſprochenen Unterdrückung, wieder

hervortretenden Turnunfug, nicht weniger über den Inhalt der Lieder, die zum Theil aus der Feder von verdächtigen, ja verhafteten Männern hervorgegangen mit dem Schwur der Anhänglichkeit an einen in Criminal-Unterſuchung befindlichen Mann und an die Einheit Deutſchlands ſchließen. Deßhalb macht er dem Oberpräſidenten noch weit ſchärfere Maßregeln zur Pflicht, als dieſer von Auguſti bereits gefordert hatte, und kommt endlich zu dem Schluſſe: Da die Sammlung für die Feier des 18. Octobers in Bonn beſtimmt geweſen ſei, ſo ſei eine gleich ſchädliche Tendenz dieſer Feier ſelbſt vorauszuſetzen. — Indeſſen die Antwort des Oberpräſidenten war wohl geeignet, die Unruhe des Miniſters zu beſchwichtigen. Die von Auguſti vorgenommene Unterſuchung hatte alsbald herausgeſtellt, daß der angebliche Student Rouſſeau gar kein Student, ſondern noch ein Schüler des Gymnaſiums ſei.*) Die ſo ungeduldig begehrten Exemplare fanden ſich beinahe unberührt in Rouſſeau's Beſitz; nur wenige waren an Mitſchüler verſchenkt, um daraus am

*) Rouſſeau wurde erſt am 15. Mai 1820 immatrikulirt.

Nachmittag des 18. Octobers einige Lieder abſingen zu können. Solms meint demnach, er dürfe es dem Miniſter anheim ſtellen, ob noch eine weitere Unterſuchung ſtattfinden ſolle. Nach ſeiner Anſicht ſei ſie nicht nothwendig, nachdem der Druck weder von Studenten veranlaßt worden, noch für Studenten beſtimmt geweſen ſei, und ſchon ſeit Oſtern in Bonn und in der ganzen Provinz nach dem Befehl des Königs das Turnen ein Ende genommen habe. Rouſſeau's Vater habe ſich erboten, die wenigen ausgegebenen Exemplare von den Knaben, die ſie beſitzen, zurückzubringen; die in Köln befindlichen Exemplare ſeien durch den Polizeipräſidenten mit Beſchlag belegt; die ganze Auflage könne alſo als eingezogen betrachtet werden.

Auch die Miniſterien in Berlin ſcheinen ſich dabei beruhigt zu haben. Wie ernſt man aber die Sache anſah, bezeugt mehr als alles ein indeſſen bei Solms eingelaufenes Schreiben Altenſteins vom 16. November. Auf Schuckmanns Anregung fordert auch dieſer Miniſter in Bezug auf den Fackelzug und die Turnlieder den Oberpräſidenten zur ſtrengſten Unterſuchung und gegen alle, die ſich dabei

einer Unbesonnenheit oder eines Ungehorsams gegen die Königlichen Verordnungen schuldig gemacht haben, zur Anwendung der Strafmaßregeln auf, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erheische. Er mahnt dringend, daß ein guter Geist, d. h. der Geist des Gehorsams gegen die von der Regierung erlassenen Verfügungen an der Universität erhalten werde, und schließt mit den bezeichnenden Worten, es sei mit Grund zu fürchten, daß jedes ungesetzliche und von einer verderblichen Richtung zeugende Benehmen Seitens der Professoren oder der Studierenden für die Universität Bonn die nachtheiligsten Folgen haben, ja selbst ihre Existenz gefährden werde.

Es liegt auf der Hand, wie Vorfälle dieser Art auf einen jungen Menschen wirken mußten, selbst wenn er nicht einmal unmittelbar oder durch seine nächsten Freunde darin wäre verwickelt worden. Auch mag hier bemerkt sein: so harmlos dergleichen Dinge meistens in den Untersuchungsacten sich ausnehmen, sie bezeichnen doch bei den Studierenden und bei einem großen Theil der academischen Lehrer eine Gesinnung, die gewiß nicht nach unserer

Auffaſſung, wohl aber nach den Geſetzen jener Tage einem eifrigen Criminalbeamten wenig beſſer als Hochverrath hätte erſcheinen können. Wie Heine in ſpäterer Zeit mit dieſen Geſetzen in Berührung kam, iſt hier nicht zu erörtern. Ich erwähne nur noch ein Erlebniß, das mir von Herrn Vincenz von Zuccalmaglio erzählt wurde, dem vor kurzen verſtorbenen rheiniſchen Schriftſteller, welchen ich auch die Nachrichten über das Verhältniß ſeines Onkels Franz von Zuccalmaglio zu Heine (o. S. 15) verdanke.

„Als ich mit meinem Bruder", ſchreibt Herr v. Zuccalmaglio, „1827—1830 in Heidelberg die Hochſchule beſuchte, hielt ſich Heine's jüngerer Bruder zum Studium der Medicin dort auf, und Heine beſuchte ihn. Mein Bruder erzählte mir, daß er ihm begegnet ſei und ſich ſehr angelegentlich nach ſeinem Freunde, dem Oheim Franz, erkundigt, auch viel Rühmens von ihm gemacht habe. Einige Tage oder Wochen darauf (das Jahr vermag ich nicht anzugeben), ſaß ich mit mehreren Studenten auf der Wartburg bei Weinsberg, jenſeits Heilbronn. Heinrich Heine war mit einer andern Partie Studenten, worunter auch

ſein Bruder, anweſend. Da trat ein württembergiſcher Polizeimann in Civilkleidern unter die zechenden Studenten und ließ ſich den Verfaſſer der Reiſebilder zeigen. Er ging dann auf Heine zu und frug, ob er die Ehre habe, den Dichter Heine vor ſich zu ſehen. Der Angeredete ſchien freudig erregt und glaubte wohl, der Herr im Frack würde ihm Huldigungen, die ſeiner Dichtergröße gebührten, darbringen, wurde aber bitter enttäuſcht, da er ihn im Namen des Geſetzes für einen Haftling erklärte und auf dem Schub über die Grenze brachte. Dies iſt das erſte und letzte Mal, daß ich H. Heine geſehen. Mein Bruder wußte mehr von ihm."

Das Erlebniß iſt unzweifelhaft in den November 1827 zu ſetzen. Heine war im Sommer dieſes Jahres aus England zurückgekehrt; einem Rufe des Freiherrn von Cotta folgend, verließ er Hamburg Ende Octobers und reiſte über Lüneburg, Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart nach München, wo er Ende Novembers eintraf. Ueber ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt geben die Mittheilungen von Varn-

hagen und Cotta nähere Auskunft; von der Beschäftigung mit Shakespeare zeugt ein Ausdruck des folgenden Briefes, welchen ich der Güte des Herrn Berghauptmann Brassert in Bonn verdanke. Leider ist die Adresse abgerissen und der Inhalt nicht von der Art, daß ich angeben könnte, an wen er gerichtet ist.

München, den 19. April 1828.

Entschuldigen Sie, Lieber, wenn ich erst heute Ihren viel werthen Brief mit einigen Zeilen erwiedere. Erst jetzt meldet sich hier in München ein besseres Wetter und in mir eine bessere Gesundheit; — ich wollte Ihnen nicht bei schlechtem Wetter und kranker Stimmung schreiben. — Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Gesinnungen; ich glaube nicht, daß ich sie in so vollem Maaße verdiene.

Ueber die Zeit woran Sie mich in Ihrem Briefe erinnern, habe ich nicht ohne Wehmuth lachen können. Die Pralerey der eigenen Jugend, wie ergötzlich klingt sie uns in späterer Zeit! Aber wie traurig ists, daß wir in späterer Zeit nicht mehr pralen können! Jetzt wissen wir, was an uns ist;

damals ahneten wir alle möglichen Kräfte und wußten nicht, daß ſich nur wenige in uns entwickeln würden. — Ich muß mich ſehr geändert haben; jetzt disputire ich nicht, wenn ich Unſinn höre. Ich bin ein ſtiller Mann geworden; ein todter Merkuzio. — Leben Sie wohl. Ich denke es wird ſich mahl ſo treffen, daß ich auch ihre perſönliche Bekanntſchaft mache.

In freundlicher Ergebenheit

H. Heine.

III.

Heine's Abgangszeugniß.

Heine hatte wohl Grund, ſich während des Bonner Studienjahres nicht all zu viel mit politiſchen Dingen zu befaſſen; er ſelbſt mußte fühlen, wie manche Lücke in ſeinen Kenntniſſen auszufüllen blieb. Dem mangelhaften Unterricht auf der Düſſeldorfer Schule war, ohne Abſchluß durch eine Prüfung, die Frankfurter Wechslerbank und die Firma Harry Heine und Compagnie in Hamburg gefolgt. Als der reiche Onkel 1819 für das Rechtsſtudium in Bonn die Mittel gewährte, mußte vorerſt das Vergeſſene und noch Fehlende wieder angefriſcht und nachgeholt werden. Dazu diente Heine und ſeinem Freunde Neunzig ein gemeinſamer Privatunterricht in Düſſeldorf; in der Bonner Prüfung im December erhielten beide gleichwohl nur die letzte

Nummer, die Nummer III. Es wäre aber ein Irrthum, wollte man darin im Verhältniß zu Andern den Beweis besonders mangelhafter Kenntnisse finden. In Folge des langjährigen Krieges, dem noch die Besetzung des französischen Gebietes sich anschloß, gab es zahlreiche junge Leute, die ohne regelmäßiges Gymnasialzeugniß die Hochschule zu besuchen wünschten. Die Behörden kamen ihnen auf jede Weise entgegen. In Bonn war eine Immatrikulations-Commission von Professoren eingesetzt, in welcher der Vorsitzende Hüllmann in der Geschichte, Windischmann in der deutschen Sprache, Heinrich im Lateinischen und Griechischen, Diesterweg in der Mathematik und den Naturwissenschaften die Prüfung abnahmen. Von 71 Candidaten erhielten im November und December 1819 nur vier die Nummer I, sieben die Nummer II, und sechszig die Nummer III. „Es befinden sich darunter", sagt ein Bericht der Commission, „Pharmazeuten, Forst- und Bergbau-Eleven, aber leider auch viele die sich den gelehrten Fächern bestimmen, ohne die nöthigen Schulkenntnisse zu besitzen. Auch diese sollen nach einer Bestimmung des Königl. Mini-

ſteriums vom 1. Mai nicht zurückgewieſen werden.“ Die Mehrzahl erſcheint denn auch in den Prüfungsprotokollen überaus unwiſſend. Im Griechiſchen, in der Mathematik fühlen ſich bei weitem die Meiſten, ſelbſt im Lateiniſchen Manche zu ſchwach, um in die Prüfung nur einzutreten. Auch Heine wurde nur am 2. December im Lateiniſchen, am 4. December in der Geſchichte geprüft. In der Geſchichte war er von den 16 Leidensgefährten offenbar der beſte, „nicht ohne Kenntniſſe“, ſagt das beſondere Protokoll. Einen lateiniſchen Aufſatz hat er nicht geliefert. Für den deutſchen Aufſatz hatte Windiſchmann das Thema gegeben: „die Gründe, worauf es bei der Entſcheidung für einen beſtimmten Beruf weſentlich ankommt.“ Heine's Aufſatz iſt leider nicht erhalten, wenigſtens noch nicht wieder aufgefunden. Nach Neunzigs Erinnerungen ſoll er das Thema durchaus humoriſtiſch behandelt haben; Strodtmann (I, 62) theilt danach eine Stelle mit, in welcher beſonders die Schreibbänke der Hörſäle als Grundlagen der Weisheit und Gedenktafeln unſterblicher Namen geprieſen werden. Dies könnte wohl als eine „wunderliche Auffaſſung“ gelten, aber würde es der Cenſor eines

derartigen Aufſatzes leicht als „gutes Beſtreben“ bezeichnen? In dem Geſammtbericht, den die Commiſſion am 30. December dem Conſiſtorium in Köln überſchickt, lautet Heine's Zeugniß:

Harry Heine Nr. III.

Griechiſch hat er nicht gelernt. Im Lateiniſchen iſt er von unſicherer Kenntniß und zu geringer Uebung, weßhalb er auch keinen Aufſatz geliefert hat. Zu einer Prüfung in der Mathematik hat er ſich nicht verſtanden. In der Geſchichte iſt er nicht ohne alle*) Kenntniſſe. Seine deutſche Arbeit, wie wohl auf wunderliche Weiſe gefaßt, beweiſt ein gutes Beſtreben.

Am 11. December wurde Heine als studiosus juris et cameralium in das Univerſitäts-Album eingetragen. Welche Vorleſungen er hörte, erſieht man genau aus dem folgenden Document, das, für Autographenſammler unſchätzbar, auch ſeinem Inhalt nach hier eine Stelle verdient.

---

*) „Alle“ iſt Zuſatz des Geſammtberichts.

Im Winterhalbjahr 1819—1820.

hörte ich bey:

dem Herrn Professor Aug. Wilh. v. Schlegel:
Geschichte der deutschen Sprache und Poesie.

Den fleißigen und aufmerksamen Besuch bezeuge ich mit Vergnügen.
A. W. von Schlegel.

dem Herrn Professor C. Th. Welker:
Encyclopedie, Methodologie u. Institutionen des römischen Rechts.

Ausgezeichnet fleißig und aufmerksam gehört.
C. Th. Welker.

dem Herrn Professor C. D. Hüllmann:
Geschichte des Alterthums

Ich bezeuge den rühmlichen Fleiß.
Hüllmann.

dem Herrn Professor E. M. Arndt:
Geschichte des deutschen Volks und Reichs.
dem Herrn Professor E. M. Arndt ebenfalls:
Tacitus: de moribus Germanorum.

Den unausgesetzt fleißigen und sehr aufmerksamen Besuch beider Vorlesungen bezeugt mit vielem Vergnügen.
E. M. Arndt.

dem Herrn Professor J. Th. Radloff:
Urgeschichte d. Deutschen.

Den ununterbrochenen Besuch bezeugt
Dr. Radlof.
Prof.

Harry Heine aus Düsseldorff.

Collegien-Verzeichniß für H. Heine aus Düsseldorff.

Sommersemester 1820.

In der juristischen Facultät:

bei Herrn Professor und Decan Makeldey:
Institutionen des römischen Rechts.

Sehr fleißig und aufmerksam gehört.
F. Mackeldey.

In der philosophischen Facultät:

bey dem Herrn Professor und Ritter v. Schlegel:

1. Historisch-kritische Erklärung des Nibelungenlieds.
2. Metrik, Prosodie und Declamation.

Ausgezeichneter Fleiß und aufmerksame Theilnahme wird von mir mit Vergnügen bezeugt.
Bonn, 18. Aug. 1820.
A. W. v. Schlegel.

bey dem Herrn Professor Hüllmann:

1. Culturgeschichte.
2. Germanisches Staatsrecht des Mittelalters.
3. Französische Geschichte.

} Mit dem rühmlichsten Fleisse und Eifer.
Hüllmann.

Darauf hin erfolgt dann das

Decanats-Zeugniß.

Daß der stud. juris H. Harry Heine aus Düsseldorf, während seines Aufenthalts auf hiesiger Universität folgende Vorlesungen, nämlich . . . . .

[folgen die Vorlesungen im Wintersemester 1819/20 und im Sommersemester 1820]

mit ausgezeichnetem Fleiße und rühmlichster Aufmerksamkeit besucht habe, wird demselben bey seinem Abgange von hier, der Wahrheit gemäß, andurch bezeugt.

Bonn, d. 14. Sept. 1820.

Decanat der Jur. Facultät der Kön.
exped. eod. Pr. Rh. Univ.
Oppenhoff.

Jeder weiß, daß man Zeugniſſe dieſer Art nicht nach dem Buchſtaben nehmen darf. Aber ſo viel beweiſen ſie doch, daß Heine weder zu den unordentlichen, noch zu den unfleißigen Studierenden gehörte. So blieb es auch in ſpäterer Zeit. Man braucht ihn nicht für einen großen Gelehrten zu halten, aber noch viel weniger darf man ihn einen oberflächlichen Halbwiſſer oder ganz unwiſſend ſchelten. Ein entſcheidendes Zeugniß darüber, weit entſcheidender als alle Teſtate der Profeſſoren, wird ſich in der vorletzten dieſer Mittheilungen finden.

Heine äußert einmal ſcherzend, Schriftſteller liebten von Allen am Meiſten die, von denen ſie am häufigſten citirt würden; deßhalb habe er mit den Univerſitätspedellen ſo gute Freundſchaft geſchloſſen. In den Acten des Bonner Univerſitätsgerichts findet dieſer Scherz keine Beſtätigung. Sie beweiſen, daß die früher erwähnte Vorladung auch die einzige geblieben, und daß während der Bonner Univerſitätszeit, wenn ich mich des offiziellen Ausdrucks bedienen darf, nichts Nachtheiliges gegen ihn bekannt geworden iſt.

IV.

Heine und J. B. Rousseau.

Ich muß noch einige Worte über Johann Baptiſt Rouſſeau ſagen. Etwas jünger als Heine — er war zu Bonn am 29. December 1802 geboren — iſt er doch nicht ohne Einfluß auf ihn geweſen und in der That nicht ſo unbedeutend, als ich früher glaubte. Er beſaß eine nicht gewöhnliche Leichtigkeit zu arbeiten und ſich in gebundener Rede auszudrücken. Was ihm fehlte, waren Tiefe und Energie des Gedankens und Charakters; zudem ließen ihm drückende Vermögensverhältniſſe von Kindheit an nicht zu Ruhe und ſorgenfreier Arbeit gelangen. So hat er in einer ziel- und freudenloſen Literaten-Exiſtenz ſich abgemüht und ſchöne Anlagen vergeudet.

Von literariſchen Freunden hat in erſter Jugendzeit vielleicht keiner Heine ſo nahe geſtanden, als Rouſſeau. In ihrem Verhältniß zeigt ſich von Seiten Heine's nicht das kleinere Maß von Anhänglichkeit, ja eine Vorliebe, die allen, auch den deutlich erkannten Schwächen des vielſchreibenden Freundes gegenüber Stand hielt. Wenn er Rouſſeau's Beitrag für den Rheiniſch-Weſtphäliſchen Muſenalmanach von Raßmann 1821 oder Rouſſeau's eigene Gedichtſammlung und die „Poeſien für Liebe und Freundſchaft" 1823 beſpricht (Werke XIII, 195, 197), immer geht er im Lobe ſo weit, als er, ohne unwahr zu werden, irgend gehen kann. Auch dem von Rouſſeau noch in demſelben Jahre (1823) herausgegebenen Weſtteutſchen Muſenalmanach wendet er reichliche Beiträge zu: vorerſt unter der Ueberſchrift „Traum" das bekannte Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott" (Werke XV, 248), dann nicht weniger als ſieben Lieder, die ſpäter in dem lyriſchen Intermezzo wieder abgedruckt wurden.*)

*) Vgl. Strodtmann, Heine's Leben I, 689 und Werke XV, 151 Nr. 6, 155 Nr. 13, 188, 178, 159 Nr. 21, 186, 179; der zweite Jahrgang enthält das Mailied (XVI, 158) und die Götterdämmerung (XV, 265), aber mit der Ueberſchrift „Traumlied" und ohne Heine's Namen.

Für die Texteskritik der Heine'schen Gedichte ist deshalb dieser Almanach nicht ohne Bedeutung; selbst das Verständniß kann er wenigstens in einem Falle erleichtern. Wer ist in dem „Traum" der „theure Freund Eugen", den der Engel Gabriel heraufholen soll? Man konnte allenfalls vermuthen, er sei der polnische Graf Eugen von Breza, den der Brief vom 14. April 1822 (s. o. S. 45 und 42) so liebevoll erwähnt. Aber die Vermuthung wird erst zur Gewißheit, wenn man in der Fassung des Musenalmanachs den Namen Eugen in's Polnische übersetzt findet, wo dann der Auftrag lautet:

„Genuscha, meinen besten Freund,
Sollst Du herauf mir holen."

Daraus erklärt sich auch, warum unter den Kirchen Berlin's grade die einzige katholische, die Hedwigskirche als diejenige genannt wird, in welcher man den gewiß dem katholischen Bekenntniß angehörigen polnischen Edelmann nicht suchen soll.

Dem Heine'schen Liede „Sie haben mich gequälet" u. s. w. grade gegenüber steht S. 155 die bekannte Parodie desselben von J. S. Lehmann, dem kürzlich verstorbenen Herausgeber des Maga-

zins für die Literatur des Auslandes. Er unterzeichnet mit dem Anagramm H. Anſelmi und hat für den Muſenalmanach auch die von Strodtmann (I, 690) noch einmal abgedruckten „Zuckerpaſtillen“ geliefert, kleine Gedichte in Heine'ſcher Manier, die wol für Arbeiten Heine's ausgegeben ſind. Auch ſonſt enthält der Almanach einzelne Beiträge von namhaften Schriftſtellern, Hoffmann von Fallersleben, Immermann, Rellſtab, im zweiten Bande ein epiſches Gedicht: Die drei Cliffords von Fouqué und Reliquien von Schenkendorf. Daneben findet man aber ein Uebermaß gewöhnlicher Reimereien, beſonders unter den Beiträgen des Herausgebers wol das Unreifſte, was jemals aus ſeiner Feder gekommen iſt. Heine konnte ſich in ſolcher Nachbarſchaft nicht behaglich fühlen. Für den zweiten Jahrgang, der, mit dem „Cenſurſiegel der Polizeibehörde in Münſter“ verziert, 1824 in Hamm an's Licht trat, hat er unter eigenem Namen nur ein Gedicht beigeſteuert, freilich ein ſo anmuthiges, wie das Lied: „Gekommen iſt der Maie“. Dagegen enthält die von Rouſſeau in Köln 1824 herausgegebene Zeit-

ſchrift „Agrippina“ wieder fünf Heine'ſche Gedichte.*) Heine war es ſogar, der, wie noch zu erwähnen, durch die Mittheilung eines nicht unter dem „Cenſurſiegel“ abgedruckten Volksliedes die raſche Unterdrückung der Zeitſchrift herbeiführte.

Rouſſeau verlor den Muth nicht, er wandte ſich nach Aachen, wo er bei einem befreundeten Buchhändler Unterkommen fand, und brachte es dahin, daß ſchon am 1. Januar 1825 die „Rheiniſche Flora, Blätter für Kunſt, Leben, Wiſſen und Verkehr,“ erſcheinen konnte. Jetzt iſt ſie beinahe verſchollen; nur nach vielfachem Nachſuchen ließ ſich in allerletzter Zeit ein vollſtändiges Exemplar für die Bonner Univerſitätsbibliothek wieder auftreiben. Die Zeitſchrift iſt nicht ohne Werth, für die literariſchen Verhältniſſe der Rheinprovinz ſogar ſehr unterrichtend, und es lohnte ſich der Mühe, gelegentlich ausführlicher darüber zu reden. Hier iſt zu bemerken, daß beinahe Alles, was in erſter Jugendzeit mit Heine literariſche Verbindung pflog, in dieſem Blatt wieder zu Worte kommt; vor Allem

*) Wieder abgedruckt von Strodtmann im Supplementbande zu Heine's Werken S. 5, 10, 11, 12, 14.

Rouſſeau ſelbſt, in Novellen, ausführlichen und nicht ungeſchickten Theaterkritiken, endlich in Gedichten, von denen wenigſtens einzelne über das Mittelmäßige hinausgehen. So die Ueberſetzung eines lateiniſchen Gedichts, in welchem Auguſt Wilhelm von Schlegel die Rheinfahrt König Friedrich Wilhelms III. im September 1825 feierte. Schlegel ſelbſt hat es ſpäter übertragen und die ſtrengen Geſetze antiker Proſodie mit gewohnter Sicherheit zur Anwendung gebracht; aber an Leichtigkeit und zuweilen an Schwung des dichteriſchen Ausdruckes ſteht ſeine Ueberſetzung hinter der Rouſſeau'ſchen nicht viel weniger zurück, wie die ſpäteren Ausgaben der Voſſiſchen Odyſſee hinter dem Meiſterwerk des Jahres 1781.

Von Schlegel bringt die Flora noch das Sonett an ſeinen Freund Windiſchmann, von Fouqué eine Erzählung und Gedichte, freilich nur durch den Namen des Autors von einiger Bedeutung. Wilhelm Smets, der Verfaſſer des Taſſo, den Heine (Werke XIII, 204) ausführlich beſprochen und weit überſchätzt hatte, tritt in dieſer Zeitſchrift als lyriſcher Dichter auf, Steinmann und der ſpäter oft

genannte Jurist J. D. H. Temme, unter dem Namen H. Stahl, lieferten Novellen; über Musik schreibt Joseph Klein, über Literaturgeschichte der münsterische Schriftsteller Raßmann; auch Joseph Neunzig wird unter den Mitarbeitern erwähnt. Simrock betheiligte sich wenigstens insoweit, als er in einem von Julius Curtius in Berlin veröffentlichten Musenalmanach und später im Gesellschafter eine Anzahl der bittersten Xenien gegen Rousseau's frühere Schriften, dann auch gegen die Flora richtete.

Von Heine findet sich in der Zeitschrift weniger, als man erwarten sollte: in Nr. 12 vom 20. Januar das schöne Gedicht „Nacht liegt auf den öden Wegen" (Werke XV, 263) mit der Ueberschrift „Wanderlied", sodann in Nr. 26 vom 13. Februar das allbekannte: „Du bist wie eine Blume" (XV, 235) mit der Ueberschrift „Lied", beide so wie sie im nächsten Jahre in den Reisebildern abermals veröffentlicht wurden.*) Vielfach abweichende For-

*) Nur in dem zweiten steht Str. 1, Z. 4: „herein" statt „hinein", und Str. 2, Z. 2: „und beten" statt „betend". Eine Anmerkung zu dem ersten Liede nennt als Heine's Geburtsjahr 1797.

men zeigt dagegen ein Gedicht Heine's in Nr. 176 vom 8. November:

Proficiat!

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Ueberschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt',
Haben mich protegieren gewollt;
Aber ich hätte trotz ihrem Verheißen
Können in's Gras vor Hunger beißen,
Wär' nicht gewesen ein braver Mann,
Wacker nahm der sich meiner an;
Braver Mann gab mir zu trinken, zu essen,
Werd' ihn nimmer und nimmer vergessen;
Schad' daß ich ihn nicht küssen kann,
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

Ipse fecit.

Dieses Gedicht ist aber genau, wie später in dem Buch der Lieder (XV, 246), schon im Gesellschafter vom 31. März 1824 abgedruckt. Die beiden Verse zu Anfang der zweiten Strophe lauten bekanntlich:

Aber bei all ihrem Protegiren
Hätte ich können vor Hunger crepiren;

sie sind nicht von Heine, sondern, wie ich bestimmt weiß, von Rousseau, um das anstößige Schlußwort

zu vermeiden, in der angegebenen Weise verändert worden. Auch die übrigen Varianten erscheinen so sehr als das Gegentheil von Verbesserungen, daß sie gewiß nicht nach dem Abdruck im Gesellschafter von Heine vorgenommen sind. Möglich, daß Rousseau nur aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben oder das Gedicht in früherer Zeit von Heine erhalten hat. Gewiß hat er es nicht im November 1825 erhalten; denn so, wie es hier erscheint, ist es wohl nichts Anderes, als eine Klage, daß Heine die Flora ohne Beiträge, und den Herausgeber gegen mancherlei Angriffe ohne Unterstützung lasse. Rousseau war darüber im höchsten Grade aufgebracht, und als Heine auf Beschwerden und Mahnungen dadurch antwortete, daß er Rousseau auf das Leere und Zwecklose seines Literatenwesens aufmerksam machte, beging dieser die Thorheit, dem großen Dichter und noch immer treuen Freunde die Freundschaft zu kündigen. Der Abdruck des Heineschen Gedichts sollte Heine zu Gemüthe führen, er habe gegen Rousseau und die „Flora" nicht anders gehandelt, wie die Protectoren, deren leere Versprechungen von Heine getadelt werden, und die

Ueber- und Unterſchrift beſagen, daß der, dem die Nutzanwendung des Gedichtes gelte, es ſelber gemacht habe. Nichts iſt liebenswürdiger als die Art, in welcher Heine nach ſolchen Vorgängen wenige Wochen ſpäter ſich nun doch über Rouſſeau ausſpricht. In dem Briefe an Joſeph Klein vom 25. December 1825 heißt es kurz nach den früher (ſ. o. S. 59) mitgetheilten Worten über Sethe: „Die Ideenaſſociation des Wenigſchreibens führt mich auf Johann Baptiſt Rouſſeau — haſt Du von ihm Nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiß mit Recht, mißfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradſchaft aufgekündigt. Im Grunde iſt er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und ſchätze ihn. Laß ihn froh ſein, daß er mich nicht ganz verſteht; er kann um deſto lebensglücklicher ſein und weniger in Gefahr gerathen, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, ſondern im Gegentheil Rouſſeau — iſt ein guter Kerl, eine Seele voller Seelengüte; hoffe, noch ehe ich ſterbe, ihn wiederzuſehn und ihm lachend zu zeigen, daß Alles nur ein Spaß iſt, ſogar die Liebe, die

uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht.“ — Noch deutlicher erkennt man das Verhältniß in den schönen Worten an Simrock vom 30. December: „Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tiefern Geiste sein muß, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter Andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was Du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent und verdient, schon seines Herzens wegen, ein besseres Schicksal in der Literatur. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben. Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen

Geiſte minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thuen, als etwas Nichtiges.“

Aber zwiſchen Heine und Rouſſeau ſtellte ſich das Verhältniß nie wieder her. Rouſſeau, mehr und mehr einer ſüßlichen Frömmelei und officiellen Loyalität verfallend, mußte ſich ſchon deshalb immer weiter von Heine entfernen. Der zweite Jahrgang der Flora, Nr. 126 vom 12. Auguſt, bringt noch ein Heine-ſches Gedicht: „Erinnerung“*) angeblich „Aus dem Engliſchen überſetzt. Sentimental Magazine Vol. XXXV.“ Aber auch dies Gedicht iſt ſehr wahrſcheinlich nicht mit Heine's Willen ſondern eigenmächtig von Rouſſeau einem vormals in ſeinen Beſitz gelangten Manuſcript entnommen. Ende 1826 ging die Zeitſchrift ein, ſie deckte nicht einmal die Druckkoſten, Honorare konnten den Mitarbeitern niemals bezahlt werden. Rouſſeau wurde Corrector in der Schulze'ſchen Buchhandlung in Hamm, gab zugleich

*) Später nur abgedruckt in den letzten Gedichten nach dem Manuſcript in Heine's Nachlaß. Varianten: Str. 2, Z. 1: Ich bin ein kranker Jüngling jetzt ſt. kranker Mann jetzund. Str. 3, Z. 2: Ich jagte da. Str. 3, Z. 4: Wollt ich entreißen ihrer Himmelsbahn. Str. 6, Z. 4: hin ſt. fort.

eine neue Zeitschrift, die „Hermione" heraus, arbeitete dann in den dreißiger Jahren für die „Oberpostamtszeitung" in Frankfurt. Hier stand er den Kreisen der Gräfin Reichenbach nahe und erhielt den Titel eines kurhessischen Hofraths. — Wenige Menschen haben so scharf und richtig in die Zukunft gesehen, als Heine. Er schreibt über die Entwicklung Deutschlands und den französischen Krieg, wie allenfalls jetzt, nach den Ereignissen, ein Dichter einen weisen Mann in Frankreich zu Anfang 1870 könnte reden lassen; am 19. December 1841 sagt er sogar den Fall der Vendome-Säule vorher. So hat er auch, wenn man Kleines mit Großem zusammenstellen darf, im Jahre 1823 vorhergesagt: Johann Baptist Rousseau, der gerade acht Sonette zu Heine's Preise an den Tag gegeben, werde einmal das so schön von ihm bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen bewerfen. Dies erfüllte sich — nur daß die Kügelchen zu Kugeln wurden — im Januar 1836. Rousseau ließ damals, nach vielen begrabenen, eben wieder eine neue Zeitschrift, den „Leuchtthurm", an's Licht treten. Die Probenummer benutzte er zu einer Invective gegen Heine's

Schrift über die „Romantische Schule".*) Wolfgang Menzel hat sich nicht leidenschaftlicher ausgedrückt; gleichwohl klingt ein Ton der alten Freundschaft durch, und Heine hat niemals darauf geantwortet.

Rousseau's Wege wurden immer trüber und einsamer; eigner Leichtsinn und unglückliche Fügungen störten Alles, was er unternahm. Zu Anfang der vierziger Jahre trat er in Berlin mit dem bekannten Historiker Zinkeisen, damals Leiter der „Staatszeitung", in Verbindung. Zinkeisen gebrauchte ihn als Theaterrecensenten, also in dem Fache, das seinen Jugendneigungen entsprach. Aber so viel hatte er von der früheren Produktivität eingebüßt, daß die preußische Hauptstadt damals häufig mit Gerichten vorlieb nehmen mußte, die beinahe zwanzig Jahre vorher von der „Flora" in Aachen aufgetischt waren. Während der Revolution im Jahre 1848 wurde er in Wien noch einmal in wenig angenehmer Weise an ein Dichterschicksal erinnert, da wüthende Weiber, ärger als Mänaden, ihn auf

*) Strodtmann, Heine's Leben II, 199.

der Straße im eigentlichsten Sinne zu zerreißen suchten. Seitdem ist er nie wieder zu kräftiger Gesundheit gelangt und, immer kümmerlicher für das tägliche Brod sich abarbeitend, endlich am 8. October 1867 im Hospital zu Köln gestorben. Wäre er nicht Heine's Freund gewesen, wer würde ferner von ihm reden? Aber außerordentliche Menschen und vor Allem große Dichter haben etwas von der Eigenschaft des Midas, der, was mit ihm in Berührung kam, in Gold verwandelte. Gold will ich es nicht gerade nennen, was aus dem armen Rousseau geworden ist, aber doch ein Material, dessen die Literaturgeschichte gedenken muß.

Außer den früher angeführten enthält die „Rheinische Flora" noch ein Gedicht, das freilich nicht von Heine herrührt, aber für die kritische Ausgabe seiner Werke von nicht minderer Bedeutung ist. Wenige, die diesen Mittheilungen bis hieher ihre Theilnahme schenkten, werden sich nicht der drei Gedichte (XVI, 267) erinnern, denen Heine die Ueberschrift „Tragödie" gegeben hat. Ohne die schlechtesten mitzurechnen, sind viele wirkliche Tragödien geschrieben worden, die in fünf langen Acten

nicht ſo viel enthalten, wie dieſe kurze Trilogie in fünfundzwanzig Zeilen. Ein feinerer Sinn wird leicht bemerken, daß das mittlere epiſche Gedicht den urſprünglichen und den Haupttheil des Ganzen bildet, zu welchem ein dramatiſch gehaltener Eingang und ein mehr lyriſcher Schluß ſpäter hinzugetreten ſind. Ich darf die drei Strophen wohl herſetzen:

2.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hauſe fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

3.

Auf ihrem Grab da ſteht eine Linde, u. ſ. w.

Heine hat dieſem Gedicht die Bemerkung vorgeſetzt: „Dieſes iſt ein wirkliches Volkslied, welches

ich am Rheine gehört.“ Aber es ſcheint nicht, daß die Kenner unſerer Volkspoeſie auf die Angabe großen Werth gelegt hätten. Von Karl Simrock weiß ich gewiß, daß er das Gedicht deshalb in ſeine kritiſche Sammlung deutſcher Volkslieder nicht aufgenommen hat, weil er es für ein Erzeugniß Heine's hielt. Hier macht nun aber die Rheiniſche Flora ihrem Namen Ehre. Zu Anfang der Nummer 15 vom 25. Januar 1825 findet ſich wörtlich Folgendes:

Volkslied.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die ſchönen Blaublümelein,
Sie ſind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatt' ein Mägdlein lieb,
Sie flohen gar heimlich von Hauſe fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie ſind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie ſind verdorben, geſtorben.

Auf ihrem Grab blau Blümlein blühn,
Umſchlingen ſich zart, wie ſie im Grab,
Der Reif ſie nicht welket, nicht dörret.

(Im Bergiſchen aus dem Munde des Volkes aufgeſchrieben von Wilh. v. Waldbrühl.)

Wilhelm von Waldbrühl ist, wie früher bemerkt, der Name, unter welchem Anton von Zuccalmaglio einen Theil seiner Schriften erscheinen ließ. Der um die Geschichte seiner Heimath viel verdiente Mann hat schon in der Rousseau'schen Zeitschrift noch einige Volkslieder mitgetheilt und später eine umfassende Sammlung herausgegeben*), aber mit gewohnter Anspruchslosigkeit niemals öffentlich erwähnt, daß ein großer Dichter ein so merkwürdiges Gedicht ihm zu verdanken habe. Daß ein wirkliches Volkslied vorliegt, kann nach Zuccalmaglio's Erklärung nicht bezweifelt werden; etwas Anderes ist, ob auch jeder einzelne Ausdruck in der That aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben sei. Man war vor fünfzig Jahren noch nicht gewohnt, dergleichen mit der kritischen Genauigkeit zu behandeln, die man sich

*) Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen, unter Mitwirkung des Herrn Professor Dr. Maßmann in München und des Herrn v. Zuccalmaglio in Warschau herausgegeben von A. Kretschmer, Berlin 1840. Der zweite Band des Werkes ist nach Kretschmer's Tode in demselben Jahre von Zuccalmaglio veröffentlicht. Im 1. Band Nr. 82 findet sich, unzweifelhaft von Zuccalmaglio mitgetheilt, das als rheinländisch bezeichnete Volkslied, aber mit ungeschickten, vielleicht von Kretschmer herrührenden Veränderungen.

jetzt mit Recht zur Pflicht macht und so möchte ich nicht verbürgen, daß die von Zuccalmaglio besonders geliebten blauen Blumen in der letzten und vielleicht auch in der ersten Strophe wirklich auf freiem Felde gewachsen seien. Aber dies ist nur eine Nebenfrage; das Wesentliche und Interessante ist, daß die nächste Quelle Heine's in der rheinischen Zeitschrift sich gefunden hat. Heine veröffentlichte das Gedicht in dem Kalender für Damen 1829, also vier Jahre nach Zuccalmaglio, und daß er die Mittheilung in der Flora kannte, ist bei seinen Beziehungen zu diesem Blatte unzweifelhaft. Seine Angabe braucht deshalb nicht unwahr zu sein. Immer mochten, als er das Lied vor Augen hatte, alte verwandte Klänge, die er selbst früher gehört, in ihm wach werden. Jeder erkennt, auch in dem Wenigen, was er veränderte, die Meisterhand des Dichters, aber daneben ist es eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die beiden größten Lyriker, deren Deutschland sich rühmen kann, daß Heine und Goethe so offen und bereitwillig anerkennen, wie viel sie dem eigensten und ursprünglichsten Ausdruck des nationalen Geistes, wie viel sie dem deutschen Volkslied verdanken.

V.

Zu Heine's Gedichten.

Die Werke unſerer großen Schriftſteller haben nur ſelten in der eigenen Handſchrift, noch weit ſeltener im erſten Entwurfe ſich erhalten. Um ſo werthvoller iſt die Strodtmann'ſche Ausgabe von Heine's Gedichten. Indem ſie aus Manuſcripten und älteren Drucken die verſchiedenen Lesarten zuſammenſtellt, wird es möglich, ein Gedicht von der erſten Aufzeichnung oft durch eine ganze Reihe von Wandlungen bis zur letzten Vollendung zu verfolgen. Wir werden in die innerſte Werkſtatt des Dichters geführt und ſchätzen neben der dichteriſchen Begabung auch den gewiſſenhaften Fleiß, der ſich nicht genug thun, nicht ruhen kann, bis auch der leiſeſte Mißton, das letzte Hemmniß in dem melodiſchen Fluß der Verſe verſchwinden. Wer das Gefühl für den

eigenſten Wohllaut deutſcher Metrik ſchärfen will, wird ſich nicht leicht nützlicher beſchäftigen, als mit den Varianten zu Heine's Werken.

Ich habe erwähnt, daß Sethe ſchon in früherer Zeit ſorgfältig aufbewahrte, was ihm von dichteriſchen Erzeugniſſen ſeines Freundes zukam. In ſeinem Nachlaß finden ſich 24 Gedichte in Heine's Handſchrift, eins und das älteſte ganz ungedruckt, mehrere mit noch unbekannten Strophen, daneben zahlreiche Varianten, die als Ergänzung der Strodtmann'ſchen Ausgabe der Mittheilung werth erſcheinen.

I.

In dem älteſten Briefe Heine's aus Hamburg wird ein früherer Mitſchüler Namens Wünneberg erwähnt. Durch ihn ſind auch die folgenden Verſe veranlaßt. Sie füllen fünf Octavſeiten zwei ineinander gelegter Quartblätter. Die Schrift gleicht der in den Hamburger Briefen. Die letzte Strophe iſt in ſpäterer Zeit, und, ich möchte glauben, nicht von Heine hinzugeſchrieben.

Das Gedicht iſt von Intereſſe, ſchon als das einzige, das aus dem Knabenalter des Dichters ſich

erhalten hat. Maximilian Heine theilt zwar in den „Erinnerungen“ (S. 135) vier Verszeilen mit, die ſein Bruder am 1. Februar 1813 für den wiederkehrenden Hochzeitstag der Eltern gedichtet habe. Aber Strodtmann hat eben den Nachweis geführt, daß dieſe Zeilen im Weſentlichen gar nicht von „Harry Heine“, ſondern von Klamer Schmidt, einem Dichter des vorigen Jahrhunderts, herrühren und ſchon im Göttinger Muſenalmanach für 1777 gedruckt wurden.*) Man lieſt dort:

An Doris zwanzigſtem Geburtstage.

O habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter, gebt dem Glück auf heute viel Befehle:
Denn Grazie, Verſtand und ſchöne Seele
Sind heute Zwanzig alt.

*) Strodtmann, Heine's Leben, 2. Aufl. II., S. IV., und Klamer Schmidt's Leben und Werke, Stuttgart 1826, I, 478. Sonderbar, daß dieſer Klamer Schmidt gleich nach ſeinem Tode in Rouſſeaus rheiniſcher Flora wieder erſcheint. Schon in der erſten Nummer hält ihm Smets eine Leichenrede; Raßmann veröffentlicht Briefe, die er im Jahre 1810 von ihm erhalten hatte, und die Redaction verſpricht, „durch Raßmanns Vermittelung noch manche liebliche Reliquie des ſeligen Dichters mitzutheilen.“ Vielleicht mag in der frühen Verbindung Schmidt's mit Weſtphalen und dem Rhein die Veranlaſſung zum Vorſchein kommen, welche dem Knaben Heine das Gedicht eines doch nicht eben weit bekannten Autors in die Hände ſpielte.

Statt der beiden letzten Zeilen sagt das Hochzeitsgedicht:

Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag.

Die Entlehnung fremder Verse, die ungeschickte Einschiebung einzelner Worte würde nicht einmal auf dichterisches Talent schließen lassen. Um so mehr kann es überraschen, daß in der hier folgenden Schülerpoesie — also wenn nicht gleichzeitig, doch höchstens ein oder zwei Jahre später — bereits so entschiedene Begabung, ja so manche Eigenthümlichkeiten des reifen Alters hervortreten. Jeder wird schon durch den Inhalt an den Atta Troll erinnert, aber nicht blos durch den Inhalt, auch durch den Ton, das Versmaß, die Darstellungsweise. Wie geschickt sind die reimlosen Trochäen behandelt! Einzelne Strophen könnten ganz wohl dreißig Jahre später geschrieben sein.

Wünnebergiade

ein Heldengedicht in 2 Gesänge[n].

1. Gesang.

Holde Muse gieb mir Kunde
Wie einst hergeschoben kommen,
Jenes kugelrunde Schweinchen,
Das da Wünneberg geheißen.

Auf den iſerloner Triften
Ward mein Schweinchen einſt geworfen,
Allda ſtehet noch das Tröglein
Wo es weiblich ſich gemäſtet.

Täglich in der Brüder Mitte
Burzelt es herum im Miſte,
Auf den Hinterpfötchen hüpfend, —
Zernial iſt Dreck dagegen.

Und die Mutter mit Gefallen
Schauet ihres Sohn's Gedeien,
Wie das feiſte Wänſtchen ſchwellet,
Wie die Ziegelbacken quellen.

Und der Vater mit Entzücken
Hört des Sohnes erſtes Quirren,
Und das lieblich helle Grunzen
Dringt zum väterlichen Herzen.

Aber ſoll im Miſt verwelken
Dieſe zarte Ferkenblume?
Soll der Sprößling edler Beeſter
Ohne Nachruhm einſt verrecken?

Alſo ſinnen nun die Eltern
Was ihr Söhnchen einſt ſoll werden,
Und ſie ſtritten, ſtritten lange,
Mit den Worten, mit den Fäuſten.

„Holde Drütch!“ ſprach der Ehherr,
„Du mein alter Rumpelkaſten!
„Ja ich kuſche, ja ich ſchwör es,
„Ja, mein Sohn ſoll Pfäflein werden.

„Dorthin, wo die ſchmucke Düſſel
„Schlänglend ſich im Rhein ergießet
„Dorthin ſend ich meinen Lümmel
„Zu ſtudieren Gottgelahrtheit.

„Dorten lebt mein Freund Asthöver
„Den ich einst traktirt mit Caffé,
„Und mit Bretzel und mit Plätzchen, —
„Schlau erwägend künft'ge Zeiten.

„Auch der rieſenmächt'ge Damen
„Wandelt dort ſein geiſtlich Leben;
„Schreckhaft zittern ſeine Jünger,
„Wenn er ſchwingt die Muſengeißel.

„Dieſen Männern übergeb' ich
„Meinen Sohn zur ſtrengen Leitung,
„Dieſe wähl er ſich zum Vorbild,
„Bis ſein Bauch ſich einſt verkläret."

Alſo ſprach zur Frau der Ehherr,
Und er ſtreichelt ihr das Pfötchen;
Aber ſie umarmt ihn glühend,
Daß der Schmerbauch heftig dröhnet.

Halt die Ohren zu, o Muſe!
Jetzo wird mein Schwein geſchäuert,
Mit der Glut im Waſſerküven;
Und es ſchreit und krächzt erbärmlich.

Und ein klimperklein Friſörchen
Kräuſelt à l'enfant die Borſten,
Parfümirt ſie mit Pomade, —
Bis nach Gersheim hat's gerochen.

Und mit vielen Complimenten
Kommt ein Schneider hergetrippelt,
Und er bracht' ein altdeutſch Röcklein,
Wie's Arminius getragen.

Unter ſolcher Vorbereitung
War die Nacht herabgeſunken,
Und zur Ruhe blies der Sauhirt,
Jeder kroch in's niedre Ställchen.

2. Geſang.

Schnarchend lag der Hausknecht Tröffel,
Bis der Tag herangebrochen,
Endlich rieb er ſich die Augen,
Und verließ ſein weiches Lager.

Und im Hofe ſchon verſammelt
Findet er die Hausgenoſſen,
Um den jungen Herrn ſich drängend,
Und ſie nehmen rührend Abſchied.

Sinnend ſteht der ernſte Vater,
Als behorcht er Flöhgeſpräche;
Und die Mutter kniet im Miſte
Betend für des Sohns Erhaltung.

Auch die Kuhmagd hörbar ſchluchſet,
Denn es ſcheidet der Geliebte,
Den ſie einſt in Lieb befangen
Durch der dicken Waden Reitze.

„Lebewohl" die Brüder grunzen,
„Lebewohl" der Kater mauet;
Und der Eſel zärtlich ſäufzend
Seinen Jugendfreund umarmet.

Selbſt die Hüner traurig gackern;
Nur der Bock der ſchweigt und ſchmunzelt,
Er verliert ein Nebenbuhler
Bey den holden Ziegenpärchen.

Traurig, in der Freunde Mitte,
Stand nun selbst mein armes Schweinchen,
Liebevoll die Aeugleinglänzen,
Und es ließ das Sterzchen hängen.

Da erhub sich männlich Tröffel:
„Sagt was soll das Weiberplärren,
„Selbst der edle Ochs der weinet,
„Er, den ich für Mann gehalten!

„Aber Tröffel kann dies ändern!"
Sprachs, und rasch im edlen Zorne,
Packte er mein Schwein beym Kragen,
Band zusammen alle Vieren,

Lud es schnell auf seinem Schubkarn,
Und er schiebet flink und lustig,
Ueber Felder über Berge,
Bis an Düsseldorfs Lyzeum.

Aber, der euch dies erzählet
Wundert euch, das ist ein Jude,
Und er hat ein Schwein besungen
Aus purer Toleranz.

H. Heine.

Ueber den Helden des Gedichtes weiß ich nichts näher anzugeben. Das Bonner Universitätsalbum der Jahre 1818—1819 nennt „Ferdinand Ignatz Wünnenberg, Sohn eines Fabrikassessors aus Lethmathe bei Iserlohn, 21 Jahre alt", als Studirenden der Rechte. Möglich, daß hier Heine's Mit-

ſchüler gemeint iſt. Aſthöver und Dahmen waren Lehrer am Lyceum, der letztere mit einer beſonders ſtattlichen Figur begabt. Gersheim iſt Gerresheim in der Nähe von Düſſeldorf. Einer von Heine's treueſten Jugendfreunden, Herr Dr. Joſeph Neunzig, deſſen werthvolle Mittheilungen auf den vorhergehenden Seiten mehrmals erwähnt wurden, hat dort ſeinen Wohnſitz genommen und am 22. Auguſt 1873 ſein fünfzigjähriges Jubiläum als Doctor der Medicin gefeiert. Erſt ſeit dem erſten Abdruck dieſer Mittheilungen hat er ſein rüſtiges Alter beſchloſſen. Viel vergebliche Conjecturen habe ich auf die eigentliche Bedeutung des „Zernial" in der dritten Strophe verwendet. Ich muß geſtehen, daß ich ihn zuerſt für ein Apothekermittel hielt. Aber Herr Neunzig belehrte mich, daß man darunter den Namen eines Schulkameraden zu verſtehen habe, der durch ſein „Burzelbaum-Talent", lange vor Maßmann, Heine's Bewunderung erregte.

Als Heine 1819 aus Hamburg nach Düſſeldorf zurückkehrte, ging ihm ſchon der Ruf voraus, daß er gar ſchöne Verſe zu machen wiſſe, und manche von den Töchtern der Stadt erbat und erhielt einen

Reim für das Album. Vielleicht ließe ſich davon noch Einiges auffinden. Die folgenden Verſe, deren ſich Herr Neunzig erinnerte, gehen freilich nicht über den gewöhnlichen Werth ſolcher Poeſien hinaus:

Ich wohnte früher weit von hier,
Zwei Häuſer trennen mich jetzt von Dir:
Es kam mir oft ſchon in den Sinn
Ach! wärſt du meine Nachbarin.

II.

Auch das folgende Gedicht: „Deutſchland. Ein Traum," iſt aus früher Zeit, wenn auch ſchwerlich aus dem Jahre 1816, wie Strodtmann (Werke XVII, 227) annimmt. Ich laſſe es hier abdrucken, weil es in ſeiner urſprünglichen Geſtalt noch nicht bekannt geworden iſt.

Sohn der Thorheit! träume immer
Wenn dir's Herz im Buſen ſchwillt;
Doch im Leben ſuche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einſt ſtand ich in ſchönern Tagen
Auf dem höchſten Berg am Rhein;
Deutſchlands Gauen vor mir lagen
Blühend hell im Sonnenſchein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodeyn,
Süße Ahnungſchauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lauſch' ich jetzt im Sang der Wogen,
Klingt viel andre Melodey:
Schöner Traum iſt längſt verflogen,
Schöner Wahn brach längſt entzwey.

Schau ich jetzt von meinem Berge
In das deutſche Land hinab:
Seh ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Rieſen Grab.

Such' ich jetzt den goldnen Frieden,
Den das deutſche Blut erſiegt,
Seh' ich nur die Kette ſchmieden,
Die den deutſchen Nacken biegt.

Narren hör ich jene ſchelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Bruſt entgegenſtellten,
Opfernd ſelbſt ſich dargebracht.

O der Schande! jene darben
Die das Vaterland befreit;
Ihrer Wunden heil'ge Narben
Deckt ein grobes Bettlerkleid!

Mutterſöhnchen gehn in Seide,
Nennen ſich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeſchmeide,
Söldner brüſten ſich als Herr'n.

Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Iſt das Volk im deutſchen Kleid;
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand;
Wo mit Erfurchtſcheu die Jugend
Vor dem Greiſenalter ſtand;

Wo kein Jüngling ſeinem Mädchen
Modeſeufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in Syſtem gefügt;

Wo ein Handſchlag mehr als Eide,
Und Notarienakte war;
Wo ein Mann im Eiſenkleide,
Und ein Herz im Manne war. —

Unſere Gartenbeete hegen
Tauſend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Seegen
Lind umſpielt von Sonnenſchein.

Doch die allerſchönſte Blume
Blüht in unſern Gärten nie,
Sie die einſt im Alterthume
Selbſt auf felſ'ger Höh gedieh*);

---

*) Die Worte: „Selbſt auf ſtarrem Fels gedieh", ſind durchſtrichen.

Die auf kalter Bergesveſte
Männer mit der Eiſenhand
Pflegten als der Blumen beſte, —
Gaſtlichkeit wird ſie genannt.

Müder Wandrer ſteige nimmer
Nach der hohen Burg hinan,
Statt der gaſtlich warmen Zimmer
Kalte Wände dich empfah'n.

Von dem Wartthurm bläßt kein Wächter
Keine Fallbrück rollt herab;
Denn der Burgherr und der Wächter
Schlummern längſt im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wahrlich hegen ſolche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich ſchauern da die Lüfte
Wie von Minneſängerhauch;
Denn in dieſe heil'gen Grüfte,
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unſre Damen preiſ' ich,
Denn ſie blühen wie der May;
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerey;

Singen auch mit ſüßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu';
Freilich zweifelnd im Geheimen
Ob das Mährchen möglich ſey?

Unſre Mütter einſt erkannten,
Sinnig wie die Einfalt pflegt,
Daß den ſchönſten der Demanten
Oft der Menſch im Buſen trägt.

Ganz nicht aus der Art geſchlagen
Sind die klugen Töchterlein,
Denn die Frau'n in unſern Tagen
Lieben auch die Edelſtein.

Traum der Freundſchaft — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Mocht' auch Aberglauben herrſchen
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Denn die ſchöne Jordansperle
Hat des Römers Geiz verfälſcht,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Fort ihr Bilder ſchönrer Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit die uns verſagt!

Harry Heine.

In dem Sethe'ſchen Manuſcript iſt die Ueberſchrift bis auf die letzte Spur wieder ausradirt.

Nicht viel beſſer iſt es einem Zuſatz zur Unterſchrift ergangen, aber nachdem ich ihn unzählige Mal vergeblich angeſehen, finde ich, daß er Stud. juris bedeutet. So bietet er einen Anhaltspunkt für die Entſtehung des Gedichtes. Es gehört in die Studentenzeit, die Jahre 1819 oder 1820. Denn dem Inhalt nach hat es offenbar am Rheine ſeinen erſten Urſprung genommen, unter dem Gefühl eines Mißvergnügens, wie es durch die politiſchen Verfolgungen hervorgerufen war. Ich glaubte auch annehmen zu dürfen, für die Bonner Jahre ſei die Handſchrift dieſes und der vier zunächſt erwähnten Gedichte (Nr. III—VI) entſcheidend. Sie hat ſich aus der früheren, welche die Hamburger Briefe zeigen, zu außerordentlich ſchönen, ſorgfältigen Zügen entwickelt; gleich in den erſten Briefen aus Berlin und in Allem, was ſonſt von Heine's Hand mir vorliegt, kommt dagegen eine eilige, daher mehr liegende und längſt nicht ſo feſte und charakteriſtiſche Schrift zum Vorſchein. Allein jene Annahme erweiſt ſich als irrig. Das Papier, auf welchem dieſe fünf Gedichte enthalten ſind — ein Bogen und ein einzelnes Blatt in Quart — trägt das Waſſerzeichen

J. W. Hatmann. Dieſes ſelbige Zeichen mit dem Zuſatze London findet ſich auch auf dem Umſchlag eines Briefes, den Eduard Gans, Heine's Freund, in Berlin an Friedrich v. Raumer ſchickte, und das nicht genug: es findet ſich auch auf Heine's Brief an Sethe vom 14. April 1822. Danach würde gewiß kein Geſchwornengericht mit der Erklärung zurückhalten, die fünf Gedichte ſeien in Berlin zu Papier gebracht. Das Eigenthümliche der Schrift, die Verſchiedenheit von den Berliner Briefen erklärt ſich weſentlich dadurch, daß die letzteren in Eile, die Gedichte dagegen als Reinſchrift, mit großer Sorgfalt offenbar für einen beſondern Zweck niedergeſchrieben ſind: ein Umſtand, der denn auch nicht ausſchließt, daß ſie in beträchtlich früherer Zeit entſtanden ſein könnten.

In dem vorſtehenden Gedichte ſind die 6., 7. und 8. Strophe von Heine im Manuſcript durchſtrichen und niemals in Druck gegeben, gewiß nicht aus einem äſthetiſchen Grunde — ſie ſind vielleicht unter allen die beſten —, ſondern aus Beſorgniß vor der Cenſurbehörde. Es möchte ihnen auch übel ergangen ſein. Denn ſchon ein kleines Gedicht über

die Plagen eines Berliner Recruten, ein Volkslied, das Heine in der von Rousseau herausgegebenen Zeitschrift Agrippina vom 11. August 1824 abdrucken ließ, war hinreichend, um sofort die Unterdrückung der Zeitschrift herbeizuführen.*) Die drei Strophen vor der letzten (25—27) mögen noch Schärferes enthalten haben, da Heine sie nur durch Gedankenstriche auszufüllen wagte. Statt ihrer findet man noch in dem letzten Abdruck in Heine's Werken (XVII, 230) eine sonderbare Strophe, über deren Entstehung eine Bemerkung hier am Orte ist.

Auf den früheren Blättern wurde mehrmals unter Heine's Bekannten Friedrich Steinmann erwähnt. Heine behandelte ihn mit der freundlichen Nachsicht, die einen so liebenswürdigen Zug seines Charakters bildet. Aus Göttingen, auch noch aus Berlin schrieb er ihm zu wiederholten Malen; dann löste sich das Verhältniß, und Heine wurde unangenehm

---

*) Vergl. Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine (herausgegeben von Strodtmann als Supplementband zu den Werken), Hamburg 1869, S. 17 und 398, und Strodtmann's Bemerkungen in der Beil. z. Augsb. Allg. Ztg. vom 28. November 1869.

berührt, als Steinmann viele Jahre ſpäter, ohne anzufragen, die Göttinger Briefe in ſeinem Mephiſtopheles 1842 veröffentlichte. Ein Jahr darauf ſcheute ſich der wenig gewiſſenhafte Vielſchreiber nicht, in einem Muſenalmanach, den er herausgab, drei Jugendgedichte Heine's abdrucken zu laſſen, mit der Unterſchrift: „H. Heine, Paris," als ſeien ſie eben gedichtet und für den Muſenalmanach eingeſendet worden. Es iſt das hier abgedruckte nebſt zwei anderen, die ſpäter unter Nr. VIII und XIII zu erwähnen ſind. Heine, den wohl am meiſten verdroß, daß man unbedeutende Jugendarbeiten als Erzeugniſſe ſeines reifſten Alters zu bezeichnen wagte, erließ dagegen folgende Erklärung in Laube's Zeitung für die elegante Welt vom 8. Februar 1843 (Werke XX, 356):

„Was Sie mir von dem Muſenalmanach des Herrn Friedrich Steinmann ſagen, würde mich amüſiren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewiſſenloſigkeit zeugte, womit gewiſſe Leute in Deutſchland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloſer Abſicht geſpielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Muſenalmanach zeigen laſſen, und ich autoriſire Sie, in

Ihrem Blatte zu erklären, daß die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfaßt, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte nur die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig Jahren einem Freunde zum Componiren mitgetheilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen; von dem anderen Gedichte habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, daß es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter anderen Selbstpersiflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floß. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubniß und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ."

Heine hatte allerdings das eine dieſer Lieder dem Componiſten Joſeph Klein früher mitgetheilt, aber die Quelle des unberufenen Herausgebers hat er nicht errathen. Dieſe iſt keine andere, als die Sethe'ſchen Manuſcripte, die Steinmann ſich leicht verſchaffen konnte. Schon die beiden kleineren Gedichte machen die Annahme wahrſcheinlich, und das zuletzt hier mitgetheilte macht ſie gewiß. Heine ſelbſt hat dies Gedicht im Berliner Zuſchauer vom 22. Januar 1822 mit der Ueberſchrift: „Deutſchland, ein Traum" veröffentlicht, aber ohne die drei im Manuſcript durchſtrichenen Strophen 6, 7 und 8, und ohne Andeutung der drei anderen, die der letzten Strophe vorhergehen. Im Steinmann'ſchen Muſenalmanach findet man dagegen als vorletzte Strophe eben die ſonderbaren Verſe, auf die ich vorher hinwies:

„Aberglaube, Trug und Lüge
Herrſchen — Leben ohne Reiz,
Und die ſchöne Jordansperle
Hat verfälſcht des Römers Geiz."

Ihre Entſtehung erklärt ſich jetzt leicht genug. Jeder erkennt ſie ſofort als eine ungeſchickte Zuſammenziehung der von Heine in drei verſchiedene

Strophen vertheilten, andeutenden Worte. So nachläſſig iſt der unberufene Herausgeber verfahren, daß er in dem ſtreng durchgereimten Gedicht nicht einmal einen Reim für die erſte und dritte Zeile geſucht hat.

III.

„Dein Angeſicht ſo lieb und ſchön" u. ſ. w., wie in den Werken XV, 151. Die zweite Zeile lautet urſprünglich: das hab' ich jüngſt im Dom — ſtatt im Traum — geſehen. Strophe 2, Zeile 2 iſt durchſtrichen und dafür geſchrieben: Bleich küſſen wird auch die der Tod; eine Veränderung, die ſpäter nicht beibehalten wurde. Zeile 3: Er löſcht dir aus das ſüße Licht.

IV, V und VI.

„Und wüßtens die Blumen die kleinen u. ſ. w.

„Seit die Liebſte war entfernt" u. ſ. w.

„Ach wenn ich nur der Schemel wär'" u. ſ. w. Ganz wie in den Werken XV, 160, 169.

VII.

„Ich wandelte unter den Bäumen" u. ſ. w., mit der Ueberſchrift: „Liebe"; ſonſt wie in den Werken

XV, 56, nur in Strophe 2, Zeile 2: luſt'ger ſtatt luſtiger, Strophe 4, Zeile 4: niemand ſtatt Niemanden.

VIII.

„Wenn ich bei meiner Liebſten bin
Dann geht das Herz mir auf
Dann dünk' ich mich reich in meinem Sinn
Und frag: ob die Welt zu kauf?

Doch wenn ich wieder ſcheiden thu
Aus ihrem Schwanenarm
Dann geht das Herz mir wieder zu
Und ich bin bettelarm."

Eins der Gedichte, deren unbefugte Mittheilung Heine in Paris verdroſſen hat. Dies iſt die älteſte Faſſung. Später verbeſſerte Heine Strophe 1, Zeile 3 und 4: Dann bin ich reich in meinem Sinn, Ich bieth die Welt zu Kauf: ferner Strophe 2, Zeile 1: Doch wenn ich wieder ſcheiden muß; Strophe 2, Zeile 3: Dann ſchwindet all mein Ueberfluß. So iſt es von Steinmann, wohl unzweifelhaft nach Sethe's Papieren, im Muſenalmanach mitgetheilt, danach in den Werken XV, 54. Nur iſt Strophe 1, Zeile 4 ſtatt „Und" zu leſen „Ich".

IX.

„Gewiß, gewiß der Rath wär gut,
Hätt unſer eins kein junges Blut;
Wir trinken aus, wir ſchenken ein,
Wir klopfen an, ſie ruft herein.

Hat uns die Eine fortgeſchickt,
Die Andre hat uns zugenickt,
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächſt am Rheine mehr."

Nur in Sethe's Papieren erhalten und daraus von Strodtmann in Heine's Leben, 1. Ausg. II, 600 und in den Letzten Gedichten Seite 13 als „Fragment eines Rhein- und Weinliedes" veröffentlicht. Ich kann aber dies kleine Gedicht nicht für ein Fragment und noch weniger für ein Rhein- und Weinlied halten. Heine pflegte in Berlin, wie Joſeph Klein ſpäter oft erzählte, gar keinen Wein zu genießen. Er bewahrte ſich allerdings auf ſeinem Zimmer eine Flaſche mit Rheinwein, begnügte ſich aber, daran zu riechen, weil er vom Trinken Kopfſchmerzen befürchten mußte.

X.

„Ich will mich im grünen Wald ergehen" u. ſ. w. Ein kleines Gedicht von ſechs Zeilen, nur in Sethe's Papieren enthalten und daraus von Strodtmann

in Heine's letzten Gedichten Seite 8 abgedruckt. Statt „Vögelgeſang" iſt aber in der 6. Zeile „Vögelgeſänge" zu leſen.

XI.

„Wir wollen jetzt Frieden machen" u. ſ. w. Auch dies Gedicht mit dem Schluß:

„Kommt her ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen ſein,
Nur mit der ſchlimmen Reſede,
Laß ich mich nicht mehr ein."

iſt nur in Sethe's Papieren aufbewahrt und daraus von Strodtmann in den Letzten Gedichten Seite 9 veröffentlicht. Die ſonderbare Feindſchaft gegen das „ſtille beſcheidene Kraut" wird auch in dem Buch Legrand (I, 249) erwähnt.

XII.

„Ich will meine Seele tauchen" u. ſ. w., wie in den Werken XV, 152.

XIII.

„Ich wollte meine Lieder" u. ſ. w. Zuerſt von Steinmann im Muſenalmanach, ſehr wahrſcheinlich nach Sethe's Papieren, mitgetheilt, danach in den Werken XV, 57. Die Echtheit des kleinen Gedichts,

das Heine ſelbſt völlig vergeſſen hatte, wird nun durch ſeine Handſchrift ſicher geſtellt.

XIV.

„Die Erde war ſo lange geizig“ u. ſ. w., in den Werken XV, 165. Strophe 1, Zeile 2 lautet im Manuſcript: „Jetzt kommt der Mai und wird ſpendabel,“ Strophe 3, Zeile 1 und 2:

„Das Menſchenvolk mich ganz enuyiret,
Sogar die Freunde, die ſonſt paſſabel.“

XV.

„Du liebſt mich nicht, du liebſt mich nicht“ u. ſ. w., wie in den Werken XV, 155. Strophe 1, Zeile 4: „Bin ich ſo froh wie'n König.“ Str. 2, Z. 3: „Bieth mir es“ u. ſ. w. Dies Gedicht und die neun folgenden füllen die vier Seiten eines Briefbogens in großem Quart. Sie ſind, mit Ausnahme des letzten, in dem Lyriſchen Intermezzo der Tragödien — April 1823 — zum erſten Abdruck gelangt.

XVI.

„Auf meiner Herzliebſten Aeugelein Mach' ich die ſchönſten Canzonen u. ſ. w., Werke XV, 156.

Zeile 3: „Mündchen“ ſtatt „Mündlein“, Zeile 6: „Wänglein fein“ ſtatt „Wängelein“, Zeile 8: „Da wollt ich drauf machen ein zartes Sonett“. Intereſſant iſt der oftmalige Wechſel im Anfange der zweiten, vierten, ſechsten und achten Zeile. Zuerſt ſchrieb Heine: „Da mach' ich,“ aber noch ehe er die vierte Zeile anfing, war das „Da“ geſtrichen und das kleine m des folgenden Wortes in den großen Buchſtaben verwandelt. Später iſt allen vier Zeilen das „Da“ noch einmal vorgeſetzt, um dann ſchon beim erſten Abdruck des Gedichts wieder wegzufallen.

XVII.

„Die Roſe, die Lielje, die Taube, die Sonne“ u. ſ. w., Werke XV. 150. Zeile 3: „und ich liebe“ ſtatt „ich liebe“.

XVIII.

„Die blauen Veilchen der Aeugelein“ u. ſ. w., genau wie in den Werken XV, 166.

XIX.

„Und als ich ſo lange, ſo lange geſäumt“ u. ſ. w., Werke XV. 166. Strophe 2, Zeile 1:

„lieb und mild", ſtatt „ſchön und mild"; Zeile 2: „mir vor ihr ſchönes" ſtatt „vor mir ihr ſüßes"; Z. 3: „und" ſtatt „die". Z. 4: „blühen und glühen" ſtatt „glühen und blühen". Dann findet ſich noch eine dritte Strophe, die im Druck weggelaſſen und noch nicht bekannt geworden iſt:

Oft wenn ich ſitze und einſam bin,
Kommt mir die Frage in den Sinn:
Ob ſie denn meiner ganz und gar
Vergeſſen hat auf immer dar?
Dann ſeufz' ich und muß zu mir ſelber ſagen:
Das iſt die dümmſte der dummen Fragen.

XX.

„So haſt du ganz und gar vergeſſen" u. ſ. w., Werke XV, 160. Ganz wie es zuerſt im Lyriſchen Intermezzo gedruckt wurde.

XXI.

„Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau" u. ſ. w., Werke XV, 167. Zeile 2: „die wehen" ſtatt „wehen"; Zeile 3: „die winken" ſtatt „winken".

XXII.

„Wo ich bin, mich rings umdunkelt" u. ſ. w., Werke XV, 189. Strophe 2, Zeile 3: „jähnt" ſtatt „gähnt".

XXIII.

„Wenn ich in deine Augen ſeh“ u. ſ. w., Werke XV, 150. Strophe 1, Zeile 2: „dann“ ſtatt „ſo“; Strophe 2, Zeile 4, „dann“ ſtatt „ſo“. Die vierte Zeile der zweiten Strophe lautete zuerſt: „Dann wein ich ſtill und bitterlich“. „Bitterlich“ wurde ſpäter in „freudiglich“ verändert, bis im Abdruck die jetzige Lesart „So muß ich weinen bitterlich“ erſcheint.

XXIV.

„Gekommen iſt der Maye“ u. ſ. w., Werke XVI, 158. Schon Steinmann (Erinnerungen an Heine, S. 54) und Strodtmann (Leben Heine's I, 510) haben Varianten, wie es ſcheint, nach dem Setheſchen Manuſcript mitgetheilt, aber beide nicht ganz genau. Das kleine, liebenswürdige Gedicht iſt erſt nach vielfachen Veränderungen zu ſeiner Geſtalt gelangt. Die älteſte Faſſung lautet:

Gekommen iſt der Maye,
Die liebe Erd iſt grün,
Wohl durch die Himmelsbläue
Die roſigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen ſingen
Wohl in der laubigen Höh,
Die weißen Lämmer ſpringen
Wohl in dem weichen Klee.

Ich ſitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras,
Da kommt ein ſanfter Schlummer,
Ich träum ich weiß nicht was.

Ich denk an meine Schöne
Ich denk ich weiß nicht was
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Die beiden letzten Strophen genügten dem Dichter nicht, er fand ſtatt ihrer den glücklicheren Abſchluß:

Doch ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras,
Ich hör ein ſüßes Klingen
Und träume, ich weiß nicht was.

Schon der erſte Abdruck im Geſellſchafter vom 26. Juni 1822 zeigt noch manche Verbeſſerungen, aber immer konnte der Dichter ſich nicht genug thun. Erſt zwei Jahre ſpäter in dem von Rouſſeau herausgegebenen Weſtteutſchen Muſenalmanach erſcheint das Gedicht in vollendeter Geſtalt, ſo fein und zierlich ausgefeilt, daß man die Vergleichung mit der älteren Form gern hier vornehmen wird. Sonderbarer Weiſe iſt es dann von Heine zwanzig Jahre lang vergeſſen. Im Buch der Lieder (1827) ſucht man es vergebens; erſt 1844 in den Neuen

Gedichten leſen wir wieder, bis auf eine geringe Abweichung — „höre“ ſtatt „hör' ein“ — genau wie im Rouſſeau'ſchen Muſenalmanach:

Gekommen iſt der Maye,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die roſigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen ſingen
Herab aus der laubigen Höh,
Die weißen Lämmer ſpringen
Im weichen, grünen Klee.

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras,
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt ich weiß nicht was.

Es giebt kaum eine beſſere Illuſtration zu dem Satze: Genie iſt Fleiß, als dies kleine Gedicht. Denn nur die höchſte Intelligenz, der feinſte Sinn für die Kunſt, nur ſie verleihen die unermüdliche Ausdauer, die auch die kleinſten Mängel nicht unbeachtet läßt und das Kunſtwerk der Vollendung entgegenführt.

VI.

Heine und Karl Hillebrand.

Ueber Heine's Verhältniß zu Hillebrand iſt, ſo viel ich weiß, niemals etwas bekannt geworden, ein Umſtand nur erklärlich durch die übergroße Abneigung meines verehrten Freundes, von ſich ſelbſt zu reden. Um ſo dankbarer muß ich für die folgende Mittheilung ſein, die über die Leidenszeit des Dichters und die Entſtehung des Romancero ſo intereſſanten Aufſchluß giebt. Will man eine unzweifelhaftere Beſtätigung, daß eine unverwüſtliche geiſtige Kraft den Dichter beſeelte? Man darf es wiederholen: wo findet ſich in der Literaturgeſchichte ein zweites Beiſpiel ſolcher Arbeiten, während ſolcher Leiden. Einem Menſchen, der ſo etwas über ſich vermocht, will man Ernſt, Ausdauer, Tiefe ganz abſprechen? und wiſſenſchaftlichen Sinn dem,

der sich unter den Qualen eines solchen Siechthums die umfangreichen, historisch-theologischen Werke Spittlers, Tholuks und Spaldings vorlesen läßt? Wie viele giebt es in der literarischen Zunft, die auch in gesunden Tagen dazu Lust und Ausdauer haben? Und wie liebenswürdig spricht sich die Güte des Dichters in der thätigen Sorge für den jungen Landsmann aus, der das Loos des Verbannten mit ihm theilte!

Alle Freunde Heine's sind aber auch dem Verfasser des Briefes für die Dienste verpflichtet, die er dem Kranken leistete. Es ist ein sehr erfreulicher Gedanke, daß die unter so vielen Schmerzen entstandenen Gedichte gleich, da sie zum ersten Male laut wurden, ihre Aufzeichnung durch die Hand eines Freundes erhielten, der ihren Werth und den Werth des Dichters zu schätzen verstand.

Professor Hillebrand schreibt:

Florenz, 7. Januar 1876.

Sie fragen mich, ob ich Ihnen nicht etwa interessante Notizen über Heine mittheilen könnte, in dessen Krankenstube ich vor mehr als einem Viertel-

jahrhundert so viele Tage verbracht. Leider hielt ich kein Tagebuch, und trotz meiner damaligen Begeisterung für den Dichter und meiner Anhänglichkeit an den Menschen war ich jugendlich leichtsinnig genug, all das schöne Gold, das aus des Dichters Munde floß, anstatt es sorglich aufzuspeichern, durch die Finger gleiten zu lassen. Denn er war ein Verschwender: Witz und Bild strömten ohne Unterlaß von seinen Lippen, und man hätte nur kein jämmerliches Sieb sein müssen, wie ich es war, um den Strom aufzufangen. Doch will ich versuchen, einzelnes Thatsächliche in mein Gedächtniß zurückzurufen, indem ich jedoch sorgfältig alles Persönliche des Dichters, alle Beziehungen zu Frau und Freunden bei Seite lasse; denn gerade die Sicherheit, mit welcher man in meiner Gegenwart handelte und sprach, legt mir in dieser Beziehung Verschwiegenheit auf.

Ich kam im Spätherbst 1849 nach Paris und ward bald darauf durch einen alten Zeitungscorrespondenten, Herrn Löwenthal, bei Heine vorgestellt, der meines Vaters Werke kannte und die etwas allzustrenge Kritik im dritten Bande der „National-

literatur" keineswegs übel genommen hatte. Wir wurden bald handelseinig, und obwohl meine Caſſe damals recht ſchlimm beſtellt war, wären wir auch handelseinig geworden, wenn der Dichter mir ſeine harten Fünffrankenthaler, die er ſeufzend aus der rothen Börſe unter dem Kopfkiſſen hervorzuziehen pflegte nicht angeboten hätte. Er war damals ſchon an ſein Bette (in der rue d'Amsterdam) gefeſſelt, wenn man anders dies Matratzenlager ein Bett nennen kann. Sein Gehör war ſchon geſchwächt, ſeine Augen geſchloſſen, und nur mit Mühe konnte der abgemagerte Finger die müden Augenlider hinaufſchieben, wenn der Poet etwas zu ſehen verlangte. Die Beine gelähmt, der ganze Körper zuſammengeſchrumpft: ſo ward er alle Morgen von Weiberhand — er konnte keine männliche Bedienung ertragen — auf den Seſſel gehoben, während das Bett gemacht wurde. Nicht das geringſte Geräuſch konnte er erdulden. Seine Leiden waren ſo heftig, daß er, um nur etwas Ruhe, meiſt nur vier Stunden Schlafes zu erlangen, Morphium in drei verſchiedenen Geſtalten einnehmen mußte. In ſeinen ſchlafloſen Nächten dichtete er dann wohl ſeine wun-

derbarſten Lieder. Den ganzen Romancero hat er mir dictirt. Das Gedicht war jedesmal ganz fertig am Morgen. Dann aber gings an ein Feilen, das Stunden lang währte, und wobei ich ihm vice cotis diente, oder vielmehr er meine Jugend wie Moliere die Unwiſſenheit Louiſons benutzte, indem er mich über Klang, Tonfall, Klarheit u. ſ. w. befragte. Dabei ward dann jedes Präſenz und Imperfectum genau erwogen, jedes veraltete und ungewöhnliche Wort erſt nach ſeiner Berechtigung geprüft, jede Eliſion ausgemerzt, jedes unnütze Adjectiv weggeſchnitten; hie und da auch wohl Nachläſſigkeiten hineincorrigirt. Ich erinnere mich lebhaft jedes einzelnen Gedichtes der Sammlung, ziemlich genau auch der Commentare vornehmlich über Perſonen, die er dazu machte.

Auch Privatbriefe dictirte er mir öfters, meiſt auf Geldverhältniſſe bezüglich. Der übrige Theil meines Beſuches, der täglich drei bis vier Stunden dauerte, ward dem Leſen gewidmet. Von den Schriftſtellern, die ich ihm vorlas, entfallen mir die gelehrten beinahe ſämmtlich, da ich gar kein Intereſſe daran nahm, und ſie nur mechaniſch hinlas: waren

es doch meiſt theologiſche Werke oder wenigſtens kirchenhiſtoriſche, wie ich denn den ganzen Spittler und den noch gewichtigeren Tholuck durchaus mit ihm leſen mußte, ebenſo Spaldings „Religion“; freilich auch die Bibel, die er faſt auswendig wußte, und in der ich ihm oft ganze Kapitel vorlas, vornehmlich im alten Teſtamente. Von Zeitungen wollte er nichts wiſſen, höchſtens las er das Journal des Débats, aber als ich ihm einſt H. Laube's Geſchichte des erſten deutſchen Parlaments brachte, die mir mein Vater geſchickt hatte, mußte ich ihm alle drei Bände vorleſen, und obſchon er die etwas conſervative oder vielmehr gothaiſche Richtung des Verfaſſers nicht billigte, ſo ward er doch nicht müde, den reinlichen Stil, die Lebendigkeit der Porträts, die Feinheit des Urtheils zu rühmen. Dichter aber laſen wir viele: ich habe in den acht bis neun Monaten, während welcher ich ihn beſuchte, mit ihm geleſen: Wilhelm Meiſter, Wahrheit und Dichtung, Taſſo, Fauſt (beide Theile), Geiſterſeher und faſt alle Dramen Schillers, für die er eine große Bewunderung hegte. Namentlich ſchätzte er Wallenſtein ganz ungemein. Dabei nun ließ er ſich nicht

die Mühe verdrießen, den zwanzigjährigen Jungen in's Geheimniß des Handwerks einzuweihen, ihm das Warum und Wie gewiſſer Stilformen, ja ſogar der Kunſtgriffe des Dichters, die er ſofort herausfand, auseinanderzuſetzen, ihn auf die feinſten Nuancen aufmerkſam zu machen, ihm immer und immer wieder die Sobrietät der Claſſiker anzupreiſen.

Ich will, wie geſagt, nicht auf Perſönliches eingehen, doch darf und muß ich ſagen, daß der Dichter mich ſtets mit einer Güte und liebevollen Rückſichtnahme behandelte, die tief in meinem Herzen eingeprägt geblieben. Auch nachdem ich Paris im Sommer 1850 hatte verlaſſen müſſen, vergaß er mich nicht, half mir ſogar mit ſeinem Wenigen aus, als ich in der Noth war, und ich konnte ihn nur mit Mühe dazu bewegen, ſein kleines Darlehen zurück zu nehmen, das er mir als nachträgliche Zahlung geleiſteter Dienſte aufdrängen wollte. Die kurzen Briefe — meiſt mit Bleiſtift unterzeichnet — die er dem „jungen Freunde" in der Provinz ſchrieb, habe ich leider, wie faſt alle Andenken an die berühmten Männer, mit denen ich in Beziehung getreten bin, verloren. Ein Jahr vor ſeinem Tode

ſah ich ihn noch einmal wieder in der neuen Wohnung der Champs Elyſées, und fand ihn genau denſelben. Er verlangte zu hören, was ich geſchrieben, wie er denn auch früher ſchon ſich immer meine Verſuche vorleſen laſſen und corrigirt hatte. Doch rieth er mir franzöſiſch zu ſchreiben — er ſelbſt ſprach das Franzöſiſche uncorrect und mit einem ſtarken Accent, aber mit einem ſehr richtigen Gefühl der Sprache — und nicht vor das Publikum zu treten, bis ich mich durch gründliche Vorbereitung zu allen Prüfungen und Beſtehung dieſer Prüfungen der franzöſiſchen Bildung ganz bemächtigt hätte. So danke ich ihm zu viel Anderem auch dies, daß ich im Exil nicht verbummelt bin, daß ich fünf volle Jahre darauf verwendet habe, mich der Zucht einer zweiten Schul- und Univerſitätsbildung zu unterwerfen, alle meine academiſchen Grade vom Abiturientenexamen bis zur Doktorpromotion in der Sorbonne redlich zu erkämpfen, und was nicht das Geringſte iſt, daß ich nie eine Zeile vor dem vollendeten dreißigſten Jahre habe drucken laſſen.

VII.

Aeußerungen Heine's über die muſikaliſche Bearbeitung ſeiner Gedichte.

Heine hat ſtets auf die Compoſition ſeiner Lieder großen Werth gelegt. Er war nicht im eigentlichen Sinne Kenner der Muſik; ſeine Berichte über die muſikaliſchen Zuſtände in Paris, wenn auch voll von treffenden Urtheilen und geiſtreichen Bemerkungen, gehen doch nicht über die Grenze hinaus, die den Dilettanten von dem Fachmanne trennt. Er war auch keines Inſtrumentes mächtig. Der Verſuch, ihn als Knaben die Geige erlernen zu laſſen, hatte keinen andern Erfolg, als daß er von dem wenig gewiſſenhaften Lehrer ſeine Lieblingsmelodien ſich vorſpielen ließ. Aber er war im höchſten Grade empfänglich für Muſik, und welcher Dichter hat die Zauber der Lorelei, die tönenden Gluthen, in denen

Frau Mette untergeht, mit größerer Gewalt zum Ausdruck gebracht? Schon der Titel seiner Gedichtsammlung forderte den Componisten auf; auch wird bereits aus sehr früher Zeit berichtet, daß die Romanze der beiden Grenadiere von dem Düsseldorfer Tondichter Max Kreutzer in Musik gesetzt und dem Marschall Soult gewidmet wurde.

Zu Heine's Jugendfreunden gehörte besonders während des ersten Berliner Aufenthalts der Musiker Joseph Klein, der Bruder des Componisten Bernhard Klein, dessen Heine in den Briefen aus Berlin mit besonderem Lobe gedenkt.*) Joseph Klein führte in Folge seines eigenthümlichen Wesens den Zunamen Johannes Kreisler nach dem liebenswürdigen Sonderling in Hoffmanns Fantasiestücken. Er setzte mit Vorliebe Heine's Gedichte in Musik, und dieser hatte an Klein's Compositionen großes Gefallen. Mehrere Jahre später, als Heine in Hamburg war, ergriff ihn plötzlich das Verlangen, sie wieder zu hören. „Mein lieber Johannes Kreisler"

*) Brief vom 16. März 1822, Werke XIII, 66. Einen Nekrolog Joseph Klein's enthält die Kölnische Zeitung vom 21. Februar 1862.

— ſchreibt er ihm am 25. December 1825 — „Obſchon wir wechſelſeitig gewiſſenhaft verſprachen, uns in der Folge oft zu ſchreiben, ſo mögen doch wohl drei bis vier Jahre verfloſſen ſein, ohne daß es Einem von uns einfiel, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Meinerſeits kann ich mich ſehr gut damit entſchuldigen, daß ich oft nicht an Dich gedacht habe. Geſtern Abend aber — weiß der Teufel, wie es kam — dachte ich und ſchwatzte ich von Dir eine ganze Stunde lang und zwar mit dem Componiſten Albert Methfeſſel, dem ich von Dir und Deinem Muſik-Genie ſo Viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von Dir ſo trefflich componirten Lieder nicht ſchnell verſchaffen konnte. Ich geſtehe Dir, ich ſelbſt möchte ſie gern zuweilen hören, ſintemal Keiner von Denen, die ſich dran verſucht, ſie ſo hübſch componirt hat, wie Du, der Du den ſpeciellen Vortheil hatteſt, eben ſo verrückt geweſen zu ſein, wie der Verfaſſer der Texte. Geſtehen muß ich zwar auch, daß ich mehrere Kompoſitionen derſelben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein [Hubert] Ries in Berlin dazu geſetzt hat und die ſehr hübſch ſein ſollen.“ Nach den Kom-

positionen von Ries erkundigt sich Heine wenige Tage darauf auch bei Simrock und dankt später für die mitgetheilte hübsche Melodie.*)

Von allen diesen Kompositionen ist jedoch keine in weitere Kreise gedrungen, und wiederum die Kompositionen von Schubert, Mendelssohn, Schumann, welche das Entzücken Unzähliger wurden, diese sind dem Dichter weit weniger als man wünschen sollte, zu Gute gekommen. Es war eine Kümmerniß des Exils und nicht die geringste, daß er zu den Melodien seiner eigenen Lieder fremde Worte in einer fremden Sprache hören mußte. „Schuberts Popularität," schreibt er am 26. März 1843 aus Paris (XI, 392) „ist hier sehr groß und sein Name wird in der unverschämtesten Weise ausgebeutet. Der miserabelste Liederschund erscheint hier unter dem fingirten Namen Camille Schubert, und die Franzosen, die gewiß nicht wissen, daß der Vorname des echten Musikers Franz ist, lassen sich solchermaßen täuschen. Armer Schubert! Und welche Texte werden seiner Musik untergeschoben! Es sind

*) Briefe vom 30. Dec. 1825 und 26. Mai 1826 XIX. 251, 270.

namentlich die von Schubert komponirten Lieder von Heinrich Heine, welche hier am beliebteſten ſind, aber die Texte ſind ſo entſetzlich überſetzt, daß der Dichter herzlich froh war, als er erfuhr, wie wenig die Muſikverleger ſich ein Gewiſſen daraus machen, den wahren Autor verſchweigend, den Namen eines obſcuren franzöſiſchen Paroliers auf das Titelblatt jener Lieder zu ſetzen. Es geſchah vielleicht auch aus Pfiffigkeit, um nicht an Droits d'auteur zu erinnern. Hier in Frankreich geſtatten dieſe dem Dichter eines komponirten Liedes immer die Hälfte des Honorars. Wäre dieſe Mode in Deutſchland eingeführt, ſo würde ein Dichter, deſſen „Buch der Lieder" ſeit zwanzig Jahren von allen deutſchen Muſikhändlern ausgebeutet wird, wenigſtens von dieſen Leuten einmal ein Wort des Dankes erhalten haben. — Es iſt ihm aber von den vielen hundert Kompoſitionen ſeiner Lieder, die in Deutſchland erſchienen, nicht ein einziges Freiexemplar zugeſchickt worden!"

Wenn Heine ſich dabei der überſchwenglichen Dankesworte Beethovens an Matthiſſon erinnerte, für das „ſelige Vergnügen, das die himmliſche

Adelaide ihm bereitet habe", so wird man ein Gefühl des Unmuths begreiflich finden.

Seit 1848, als Siechthum ihn an das Zimmer fesselte, hörten musikalische Genüsse ganz für ihn auf. Er preist die Nacht, die ihn endlich von der Folter nachbarlicher Pianofortes erlöst, aber in seiner eigenen Wohnung befand sich, wie es scheint, nicht einmal ein Instrument. Gleichwohl waren es musikalische Interessen, die noch in später Zeit eine Verbindung mit dem Rheine herbeiführten.

Michael Schloß, der Verleger der von L. Bischof redigirten rheinischen Musikzeitung in Cöln setzte im Jahre 1851 einen Preis von 50 Thalern auf die beste Composition eines einstimmigen Liedes mit Clavierbegleitung. Um Texte zu erhalten, hatte man sich an namhafte Dichter, unter Anderen auch an Heine gewendet. Heine schickte drei Lieder, alle wenig später auch im Romancero veröffentlicht, nämlich das Gedicht, welches zuerst und dann wieder im Romancero „Altes Lied" überschrieben wurde (XVIII, 155), ferner Das goldene Kalb (XVIII, 60) und die Nächtliche Fahrt (XVIII, 80). Das erste und dritte dieser Gedichte müssen zum Verständniß

des Folgenden hier eine Stelle finden, das erſte noch in der Faſſung, wie es Heine der Redaktion überſchickte.

Altes Lied.

1.

Du biſt geſtorben und weißt es nicht,
Erloſchen iſt dein Augenlicht,
Erblichen iſt dein rothes Mündchen,
Und du biſt todt, mein todtes Kindchen.

2.

In einer ſchaurigen Sommernacht
Hab' ich dich ſelber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen ſangen,
Die Sterne ſind mit zur Leiche gegangen.

3.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Da ſtanden die Bäume in dunkler Reih',
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Die haben Todtengebete gebrummet.

4.

Am Weidenſee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich ſtehen und ſchienen
Uns anzuſchau'n mit Beileidsmienen.

5.

Wohl auf dem Kirchhof, an Deinem Grab,
Mir ſtrömten die Thränen die Wangen hinab;
Und hätt ich nicht dort eine Rede geſprochen.
So wär' mir das Herz im Leibe gebrochen.

Nächtliche Fahrt.

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk
Der Halbmond lugte ſcheu;
Und als wir ſtiegen in den Kahn,
Wir waren unſrer Drei.

Es plätſchert' im Waſſer des Ruderſchlags
Verdroſſenes Einerlei;
Weißſchäumende Wellen rauſchten heran,
Beſpritzten uns alle Drei.

Sie ſtand im Kahn ſo blaß, ſo ſchlank,
Und unbeweglich dabei;
Als wär ſie ein welſches Marmorbild,
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt ſich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unſern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße geſpenſtiſche Möve war's,
Und ob dem böſen Schrei,
Der ſchauerlich klang wie Warnungsruf,
Erſchraken wir alle Drei.

Bin ich im Fieber? Iſt das ein Spuk
Der nächtlichen Phantaſei?
Äfft mich ein Traum? Es träumet mir
Grauſame Narrethei.

Grauſame Narrethei! Mir träumt',
Daß ich ein Heiland ſei,
Und daß ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit iſt ſchwer bedrängt,
Ich aber mache ſie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Noth,
Von der Welt Unflätherei.

Du arme Schönheit, ſchaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei;
Ich ſelber kredenze dir den Tod,
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narrethei, grauſamer Traum,
Wahnſinn und Raſerei!
Es gähnt die Nacht, es kreiſcht das Meer,
O Gott! O ſteh' mir bei!

O ſteh' mir bei barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddei!
Da ſchollert's hinab in's Meer — o Weh —
Schaddei! Schaddei! Adonai!

Die Sonne ging auf, wir fuhren an's Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir ſtiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unſrer Zwei.

Die Gedichte waren von dem folgenden Briefe begleitet, den ich, wie auch den ſpäteren vom 12. März, dem gegenwärtigen Beſitzer, Herrn Juſtizrath Fay in Cöln verdanke. Adreſſirt ſind beide an Herrn Michael Schloß, denſelben, an welchen im Anhang der Strodtmann'ſchen Sammlung

(XXI, 446) noch ſieben Briefe aus den Jahren 1853, 1854 und 1855 ſich finden.

Paris, 15. Februar 1851.

Hochgeehrter Herr!

Eine ganz beſondere Unpäßlichkeit hat mich verhindert, Ihr werthes Schreiben früher zu beantworten, auch war ich früher nicht im Stande, Ihnen die beiliegenden Gedichte zu ſchicken, die Ihren Wünſchen einigermaßen entſprechen dürften. Seit vielen Jahren mache ich keine ſangbaren Lieder mehr in der frühern Weiſe; nur der Frühling und der Sommer bringt Blumen, ich aber bin jetzt fünfzig Jahre alt und ſeit drei Jahren bettlägerig, was keine lyriſche Stimmung aufkommen läßt. Das erſte der überſchickten Lieder ſind wirklich alte Klänge, die ich aus dem Gedächtniſſe aufgefiſcht und zugeſtutzt. — Ob das zweite Gedicht Ihren Zwecken entſpricht, weiß ich nicht im Voraus nur ein ſehr geiſtreicher Componiſt dürfte ſich an dieſe Rhythmen wagen. Dagegen glaube ich Ihnen im dritten Gedichte, daß ich erſt dieſer Tage geſchrieben, etwas ſehr Componirbares gegeben zu haben; nur

muß der Componiſt verſtehen, was hier im Dunkeln vorgeht, und die Steigerung der ſchwülen Stimmung, die bis zur größten Leidenſchaftlichkeit aufſchreit und nachher doch wieder ruhig abgedämpft wird, einigermaßen wiedergeben. Jedenfalls ſind hier Motive, welche einen Muſiker anreizen.

Ich danke Ihnen für die letzte Bücherſendung; ich werde Ihnen dieſer Tage die Bücher zurückſchicken und eine größere Liſte von Büchern, die mir allenfalls zuſagen, beifügen; ich wünſche nicht, daß Sie mir zur Complettirung einer Sendung etwas mitſchicken, was ich nicht verzeichnet habe.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

[eigenhändig] Heinrich Heine.

Das zweite dieſer Lieder, „Das goldene Kalb", konnte nicht leicht Jemanden zur Compoſition einladen. Die Redaktion wählte, wie man leicht begreifen wird, das erſte; nur wünſchte man eine Veränderung der letzten Strophe, die für eine mu-

ſikaliſche Bearbeitung wenig vortheilhaft erſchien. Bei dem dritten Liede klagte man, es ſei dunkel, wenigſtens ſchwer zu verſtehen. Wie freundlich Heine auf dieſe Ausſtellungen und Wünſche einging, beweiſt der folgende Brief:

Paris, 12. März 1851.

Geehrteſter Herr!

Aus Ihrem jüngſten Schreiben erſah ich, daß Sie die letzte Strophe meines Liedes abgeändert ſehen möchten. In der That, es will mich ebenfalls bedünken, als ſei dieſer Schluß für den Componiſten nicht ſehr tauglich. Ich ſchlage Ihnen vor, dieſe letzte Strophe durch folgende zu erſetzen:

„Der Mond, der ſtieg vom Himmel herab
Und hielt eine Rede auf Deinem Grab;
Die Sterne weinten, die Vögel ſangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen.“

Das Lied mögen Sie immerhin anders tituliren. Ich ſchlage Ihnen vor, ihm die Aufſchrift zu geben: Du biſt todt, oder: Du biſt geſtorben, oder auch: Der Liebe Leichenbegängniß.

Ich kann mir wohl denken, daß mein drittes Gedicht: Die nächtliche Fahrt, Ihnen nicht ganz verständlich sei; ich muß Ihnen aber bemerken, daß eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll.

Ich habe heute zu viel um die Ohren, als daß ich Ihnen weitere Andeutungen geben könnte; vielleicht aber komme ich später darauf zurück, wenn ein Componist mit einer besonderen Frage mich angehen sollte. Ich mache Sie auf die Hauptsache aufmerksam: Drei Personen steigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr an's Land sind ihrer nur zwei. Schon durch den Reim habe ich diese Hauptsache prägnant hervorzuheben gesucht. Es geht daraus deutlich hervor, daß ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen die schweigend geblieben und höchstens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. — Ueber die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes; nur ahnet man, daß er ein Act der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigorist oder sonst ein Heiland au petit pied begeht die That aus innerm Drang, nicht aber ganz ohne Zweifel an seiner

moraliſchen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, „von der Welt Unflätherei," und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnſinn handelt. Dieſer innere Seelenproceß, der ſich bis zum höchſten Angſtruf ſteigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Muſik am beſten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angſtrufe, wobei ich die bei kabaliſtiſchen Beſchwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenſte Ruhe ein, ja eine faſt ironiſche Ruhe der Natur, die von den Qualniſſen der Menſchenſeele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht. — Ich werde Ihnen dieſer Tage ihre jüngſte Bücherſendung wieder retour ſchicken und werde bei dieſer Gelegenheit die Vorſicht gebrauchen, daß ich auf dem Bücherverzeichniſſe, welches ich Ihnen mitſchicke, diejenigen Bücher, nach denen mich beſonders gelüſtet, vorzugsweiſe mit einem * bezeichne, ſollten Sie nun von dieſen bekreuzten Büchern gar keine vorräthig haben, ſo mögen Sie immerhin mit der Sendung einige Zeit ſäumen, damit ich ſicher ſei, daß unter den

Büchern, welche ich erhalte, wenigstens einige sind, die mir zusagen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

[eigenhändig] Heinrich Heine.

Niemand wird verkennen, wie sehr das erste der früher mitgetheilten Gedichte, für den Componisten, durch die veränderte letzte Strophe gewonnen hat. Aber der Dichter mußte fühlen, daß die erneuerten Vögelgesänge an dieser Stelle nur abschwächend wirken. Im Romancero lesen wir:

„Und als wir kamen zu Deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen."

Zu dem zweiten Gedicht hat Heine keine Veränderungen angegeben, doch könnte man seine Auseinandersetzung beinahe einer Veränderung und Verbesserung gleichachten. Immer bleibt es ein Uebelstand, wenn ein poetisches Werk der Erklärung bedarf; selbst Goethe's Erklärung der Ballade „Vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" läßt sich schwerlich zum Beweise des Gegentheils anführen.

Aber sofern ich von mir auf Andere schließen darf, muß das Heine'sche Nachtstück für meine Leser außerordentlich gewinnen, wenn sie es nach diesem Briefe noch einmal vor Augen nehmen und über die gar zu dunkeln Vorgänge Klarheit sich verbreiten sehen.

„Der Liebe Leichenbegängniß" erschien mit der von Heine angegebenen Veränderung in der Rheinischen Musikzeitung vom 29. März 1851 Nr. 39. Daneben finden sich Gedichte von Pfarrius und Sternau zur Auswahl mitgetheilt. Ob es componirt wurde, weiß ich nicht; schwerlich ist eine Composition jemals Heine zu Ohren gekommen.

Dagegen sollte ihm kurz vor seinem Tode noch eine Freude dieser Art zu Theil werden.

Im Herbst 1855 gab der Kölner Männergesangverein zum Besten des Doms eine Reihe von Concerten in Paris. Die bedeutendsten Kenner waren einstimmig in ihrem Lobe, und von Heine hörte man, daß er über den Triumph deutscher Kunst und deutschen Gesanges seine Freude geäußert habe. Gerade die Compositionen Heine'scher Gedichte hatten vornehmlich den Erfolg herbeigeführt; unter den

Sängern regte ſich der Wunſch, dem kranken Dichter durch Vortrag dieſer Lieder ihren Dank zu bezeigen. Einer von ihnen, Herr Mennig, hatte von Joſeph Klein einen Empfehlungsbrief an Heine erhalten und wurde am 29. September nebſt einem in Paris lebenden Schüler Kleins bei ihm eingeführt.*) Sie fanden den Dichter in dem Zimmer der Avenue Matignon Nr. 3, das ſo oft beſchrieben wurde, auf einem niedrigen, mit Rehhaut überzogenen Ruhebette. Mit lebhafter Theilnahme ſprach er von ſeinem lieben alten Freunde und erfreute ſich beſonders an einer — noch ungedruckten — Compoſition der beiden Grenadiere von Klein, welche die beiden Rheinländer nebſt andern Melodien ihm vorſangen. Eine Folge dieſes Beſuches war, daß einige Tage ſpäter auch der Director des Vereins und einige der vorzüglichſten Mitglieder Zutritt erhielten. Mit gedämpfter Stimme, damit

*) Ueber dieſen Beſuch findet ſich ein Bericht in der Kölniſchen Zeitung vom 24. Februar 1856 von C[arl] C[ramer], den mir Herr Mennig im Weſentlichen als richtig beſtätigte. Ueber den ſpäteren Beſuch des Geſangvereins ließ ſich eine Aufzeichnung des Herrn Andreas Pütz benutzen.

es den Kranken nicht behellige, wurde nun — meiſtens nach Mendelsſohns Compoſitionen — eine Reihe ſeiner Lieder vorgetragen, unter anderen „Am fernen Horizonte," „Der Herbſtwind rüttelt die Bäume", „Leiſe zieht durch mein Gemüth", „Auf Flügeln des Geſanges", „In dem Wald bei Mondenſcheine" und das Quartett: „Entflieh mit mir und ſei mein Weib."

Heine zeigte ſich außerordentlich erfreut, mehrmals erhob er ſich von ſeinem Lager und ſagte lebhaft: „Das iſt eine vortreffliche Auffaſſung! Beſſer konnte man meine Gedanken nicht wiedergeben." Einen wehmüthigen Eindruck machte es aber, daß von allen dieſen Compoſitionen beinahe keine einzige ihm bekannt war. Längere Unterhaltung erlaubte der leidende Zuſtand nicht, und Heine's Frau mahnte leiſe zum Aufbruch. Noch einmal bezeigte der Dichter den ſcheidenden Sängern ſeinen Dank; kaum vier Monate ſpäter, am 17. Februar 1856, hatte er aufgehört zu leben.